

Südslavische Wanderungen.

Supplément à l'Encyclopédie

Südslavische Wanderungen

im Sommer 1850.

Zweiter Band.

Leipzig,

Friedr. Ludw. Herbig.

1851.

28

Ständliche Wandschmuck

im Sommer 1850

1850

1850

1850

Der Cordon. Pančevo.

Die vierundzwanzig Stunden, die mir von kaiserlich österreichischem auf fürstlich serbischen Boden überzutreten ausnahmsweise gestattet worden, waren bereits zu wiederholten Malen abgelaufen, als ich mich endlich entschloß, den Dschamien und Ručaks, den Smiljen und Bosiljen, dem Gospodin B... und dem Meister Hassan Lebewohl zu sagen, ohne daß in Folge der Fristverlängerung, die ich mir aus eigener Machtvollkommenheit zulegen zu dürfen glaubte, das Gleichgewicht Europa's im Mindesten gestört worden wäre. Um so gefährdeter sollte es werden, als ich, begleitet von meinen beiden Dioskuren Stewa und Moseh, spät am Abend an den Ufern der Save erschien, um mich dem theuern Heimathuser zurückstellen zu lassen.

„Schrift!“ verlangte nämlich der die Ueberfahrt überwachende Haiduk, ein gelbes Männlein mit blitzenden Augen, von dem mir nicht gleich recht klar war, ob bei ihm das natürliche Menschenwachsthum aufhöre, oder das Zwergthum anfange. Ich reichte ihm das vom österreichischen Consul zur Rückreise gefertigte Dokument hin.

„Nichts! Ich kenne das nicht!“

Den Folgen eines Mißverständnisses vorzubeugen, erklärte ich dem Vertreter der serbischen Macht, von dem ich bei dem Umstande, daß er das Blatt in verkehrter Richtung untersucht hatte, mit Recht annehmen zu dürfen glaubte, daß er nicht lesen könne, daß dies die Unterschrift des Vertreters meiner Heimathsmacht, des Vertreters Desterreichs sei, die ich ihn um so mehr zu respectiren aufforderte, als es spät war, und ich die letzte Barke, die eben vom Lande stoßen wollte, nicht versäumen mochte,

„Was Desterreich! Nichts da Desterreich!“ erwiderte der gelbe Haiduk, indem er mit dem Stock auf den Tisch schlug. „Ich kenne kein Desterreich! Ich kenne keinen Kaiser! Ich kenne nur ein Serbien und nur meinen Fürsten! Dein

Kaiser und Dein Consul gehn mich nichts an! Die sind für Dich da, nicht für mich! Die Unterschrift der serbischen Polizei verlang' ich, sonst lass' ich Dich nicht fort!" Die Leser begreifen, zu welchen europäischen Wirrnissen diese Nichtanerkennung Oesterreichs führen konnte. Sie begreifen, daß sich die Eventualitäten nicht berechnen ließen, wenn der Haiduf darauf bestanden wäre, mich meinem Vaterlande vorzuenthalten. Vor allem Andern eine Reihe von Reclamationen; dann ein heftiger Notenwechsel; endlich eine Palmerstonade Belgrad's um den Ersatz für die Unkosten zu erzwingen, die mir der Schnupfen verursacht hätte, den ich mir in Folge des Uebernachtens am Ufer der Save zugezogen haben würde. Die Pforte und Rußland konnten nicht gleichgiltig zuschauen; mein Kleiderkünstler und vielleicht meine Freundinnen ebenfalls nicht; Frankreich mußte eine médiation armée anbieten; kurz, es ließ sich nicht einmal bestimmen, ob nicht selbst das Fürstenthum Siebenstein sein Armeecontingent hätte ausrücken lassen müssen, um Europa in den Fugen zu erhalten. Ein augenblicklicher Zusammenstoß beider Mächte konnte zwar den Conflict schnell entschei-

den, schien mir jedoch nicht rathsam, da Serbien einen sehr starken Knittel hatte, Oesterreich aber, das ist ich, aller Waffen ermangelte. Ich erkannte daher sogleich, daß der Friede Europa's und die Ehre Oesterreichs einzig und allein auf „diplomatischem“ Wege zu erhalten seien, und richtete deshalb an den Haiduken einige eindringliche „Noten,“ die derselbe zwar damit erwiderte, daß sie in seinem Vaterlande keine Geltung hätten und daß er fünfundzwanzig Procent an ihnen verlieren müßte, die ihn jedoch augenblicklich zu der Aeußerung bestimmten, daß, recht betrachtet, Oesterreich denn doch auch ein gutes Land sei, und die Unterschrift des österreichischen Consuls eigentlich eben solche Anerkennung verdiene, wie die der serbischen Polizei. Der Friede Europa's war somit gerettet, und ich konnte nach einem rührenden Abschiede von Stewa und Moseh als rehabilitirte Großmacht die Barke besteigen, die mich nach weniger als einer halben Stunde ohne weitere Umstände auf österreichischen Boden setzte, als daß der Commandant des Wachtpiquetes am heimathlichen Ufer mir einige Blätter einer serbischen Zeitung aus der Reisetasche zog und nicht wieder

zurückstellte, weil er den Auftrag hatte, alle Druckschriften, die man aus dem censurunterliegenden Serbien in das preßfreie Oesterreich herüber zu schmuggeln versuchen würde, zu confisciren; wahrscheinlich damit die diesseitige Preßfreiheit von der jenseitigen Censur nicht mit allzuliberalen Ideen überschwemmt werde. —

Am nächsten Morgen glitt eine Eschafistenbarke ruhig und langsam die breite Donau hinab. Sie hatte die Bestimmung, von Semlin aus in drei Stunden Pančevo zu erreichen. Jedermann aber, der sie von Semlin abstoßen sah, konnte ihr prophezeien, daß sie sich glücklich preisen dürfe, ihr Ziel in der doppelten Zeit zu erreichen. Die Kommunikation zwischen Belgrad, Semlin und Pančevo, die erst nach einigen Wochen mittelst eines kleinen Dampfschiffes eingeleitet werden sollte, wurde nämlich mittelst zweier kleiner Eschafistenboote unterhalten, von denen täglich eines von Pančevo nach Semlin und das andere von Semlin nach Pančevo fuhr. Wenn man dem Boote, auf dem ich mich eingeschifft hatte, keinen raschen Fortgang prophezeien konnte, so hatte man dazu ganz guten Grund, da außer den zehn bis zwölf

Reisenden auch noch ein Transport rumänischer Gränzsoldaten förmlich Mann an Mann auf dasselbe geladen war, die aus Italien in ihre Heimath zurückkehrten. Fünfzig Mann waren aber jedenfalls mehr, als ein so schwaches und kleines Fahrzeug wahrscheinlicher Weise ertragen konnte. War auch der enge Dschamaz (Kahn) bis kaum auf einige Finger breit unter Wasser getaucht, so hielt es der Ueberfuhrcommandant doch noch nicht für zulässig, einen zweiten Kahn herbeizuschaffen, „weil die ärarischen Fahrzeuge geschont werden müßten und nicht so zu Jedermanns Bequemlichkeit da seien.“

Die Fahrt nach Pančevo dauerte in der That ungewöhnlich lange und würde zudem noch äußerst langweilig geblieben sein, wenn nicht die Beobachtung dieser theils sonngebrannten, theils fiebergelben dakoromanischen Gestalten, die als letzter Rest eines aufgeriebenen Bataillons von den Gefilden des Kirchenstaates heimkehrten um ihre Angehörigen nach zweijähriger Abwesenheit wiederzusehen und den Angehörigen der Zurückgebliebenen die traurige Kunde zu bringen: „Wartet nicht, sie kommen nicht wieder!“ einiges Interesse

geboten, die Phantastie etwas beschäftigt hätte. Sie waren in Ferrara und Bologna gewesen, hatten sich mit Garibaldi und den Crociati geschlagen und konnten von der Feigheit der Wälschen, und, wie sich wol von selbst versteht, von ihrer eigenen Tapferkeit nicht genug erzählen. Bologna, ihren letzten Standort, hatten sie vor sechs Wochen verlassen. Da sie den Weg zu Lande zu nehmen angewiesen waren und stets zu Fuß gingen, so war es begreiflich, daß sie zur Zurücklegung des Weges bis hierher eine so ungeheuer lange Zeit gebraucht hatten. Zwei von ihnen waren auf dem Wege den Mühsalen der Wanderung unterlegen. Von den Ereignissen, die mittlerweile im eigenen Vaterlande vorgefallen, wußten die Leute, deren Bekleidung sich im elendesten Zustande befand, so viel als gar Nichts. Sie waren, so wie viele andere Gränzbataillone, im Winter von 1847 auf 1848 ausmarschirt, und gar keine, oder nur dunkle, entstellte Kunden waren zu ihnen an die Ufer der Tiber gedrungen von den Kämpfen, die mittlerweile über ihre eigenen Aecker getost. Was hie und da ein zurückgebliebenes Gränzerweib ihrem ausmarschirten

Manne, wenn sie dessen Standort wußte, schrieb, klang verworren und fabelhaft. Die Namen Kossuth, Jelačić, waren fast Alles, was von der ganzen jüngsten Geschichte bis zu ihnen gedrun- gen. Von der politischen Umwandlung der Dinge in Oesterreich hatten sie eine kaum schattenhafte Vorstellung und lauschten mit Begierde, als ein Mann von etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahren, dem Ansehen nach ein aus der Bačka oder dem Banate stammender Serbe, ihnen das zu erklären trachtete, was man ehemals als die „Errungen- schaften“ bezeichnete und als er ihnen auseinander- setzte, wie sich nun auch die traurige Lage der „Gränze“ werde bessern müssen. —

Wie die Ufer Syrmiens weiter aufwärts, so sind auch hier die rechten Donauufer die schöneren. Die Bergwälder Serbiens tauchen hier bis hart an die Fluten herab; Schluchten und Waldthäler münden an den vorüberrauschenden Strom. Nur hie und da ragt aus dem Grün eine kleine Gruppe von Dächern hervor, ein kleines Serben- dorf, von Schiffern bewohnt oder von Hirten. Die linken Ufer liegen flach und fast öde, die letz- ten Ausläufer der unabsehbaren Ebenen Südun-

garns, die Regimentsbezirke der Banatergränze. Es scheint, als wäre hier alles Leben ausgestorben. Traurig streift die Morgenluft über die schilfbewachsenen Strecken hin oder durch die Gruppen von Weidensträuchen, und taucht irgendwo ein einsames Dach aus dem abwechslungslosen Bilde hervor, so ist es das eines Cardak's oder einer verlornen Straza. Diese Cardak's ziehen sich längs des ganzen linken Ufers von Strecke zu Strecke hin, und man muß sich manchmal verwundern, wie diese äußersten Posten, die hie und da mitten im Wasser zu stehen scheinen, nicht jeden Augenblick dem Andränge der Wogen zum Raube werden. Auf vier ins Wasser eingerammten Pfählen erhebt sich der viereckige Raum einer aus Bretern gezimmerten Hütte, oder vielmehr einzigen Stube, die an allen vier Seiten mit Fenstern versehen ist, damit die den Cordondienst versehenen Gränzer nicht nur den Strom auf- und abwärts, sondern auch das Land ringsum beobachten können. Nach Außen ist die Stube, ebenfalls von allen vier Seiten, von einem Gange umgeben, über den sich das oft nur aus Schilf bestehende Dach als Schutz gegen Regen und Sonnenstrahlen

hinerstreckt. In dieser Stube nun sitzen die armen Leute, deren Aufgabe es immer noch ist die Pest, seit jüngster Zeit auch neuerliche Einfälle der Ungarn aus der Türkei abzuhalten, um einen schlechten Tisch bei einer Tracht abgesottener Bohnen und Zwiebel, bei einem Stücke gelben Kukuruzbrodes, und wenn es gut geht, bei einem Schlucke Rakia, indessen der Posten draußen zwei Stunden lang den Gang nach allen Richtungen umgeht, und wol auch aus langer Weile die Muskete an die Wand legt und sich auf das Gelände des Ganges setzt, die Arme auf die herabbaumelnden Füße und den Kopf in die Hände stützt, und ein Stündchen vor sich hinräumt und im tiefsten Herzen wünscht, daß die Pest die Pest hole und der Donnerer Jlia in die Magyaren fahre, oder daß doch wenigstens die acht Tage schon vorüber wären, die er in diesem weltverlorenen Gardak zuzubringen habe, oder auch schläft, bis ihn das Plätschern eines Ruders aufweckt, und ihn an seine Pflicht ermahnt, Jeden, der vorüberfährt, anzurufen. —

„Holt wer do!“ rief uns der Gordonsposten von Nova Barča an, nachdem er beim Anblick

unserer Barke sogleich nach seiner Musquete gegriffen. Auf seinen Ruf kam die gesammte Mannschaft seines Biquets, den Commandanten an der Spitze, vor den Ćardak herausgeeilt, der sich auf dieser Hauptstraža von allen andern Ćardaken dadurch unterscheidet, daß er einem kleinen Hause ähnlich bequem auf einer kleinen Insel gelegen ist.

„Transport iz Italie!“ erwiderte einer unserer Ruderer in langgedehntem Rufe ohne Miene zu machen sich dem Lande zu nähern, was eigentlich zu geschehen hatte, da bei dieser Straža die Pässe eingesehn werden sollen.

„Halt Bruder!“ wiederholte der Posten, dessen scharfem Auge die Anwesenheit einiger nicht militärisch gekleideter Personen auf dem Fahrzeuge nicht entgangen war. „Gehört Alles auf dem Schiffe zum Transport?“

„Al—les!“ erwiderte der Tschalkiste in der gedehnten Weise der Schiffer.

„Auch die mit den weißen Hüten und in Civilröcken?“

„Auch!“ entgegnete der Schiffer, der durchaus keine Lust hatte den schwerbeladenen Dschamaß an's Land zu rudern.

„Mir scheint nicht!“ rief der gewissenhafte Gränzer zurück.

„Leg' die Buschka aus der Hand und Dich selber schlafen, Bruder!“ gab der Tschaikiste als Ultimatum zur Antwort und verdoppelte seine Ruderschläge, indem er mit seinen beiden Rudergenossen ein Lied anstimmte, das gellend von den serbischen Bergen widertönte. Wer immer sich auf dem Fahrzeuge befunden hätte, er wäre diesmal der Wachsamkeit des Gordons entgangen. Nicht immer jedoch ist dies möglich. Schöpft der Commandant der Staja nur einigen Verdacht, oder will das Fahrzeug auf den Anruf nicht stehn bleiben, oder an's Land legen, so wird demselben pfeilschnell mit einem Kahne nachgesetzt, und es steht den Gränzern sogar frei, auf die nicht Folgeleistenden Feuer zu geben.

Das linke Ufer wird etwas gebüschreicher, das Fahrwasser seichter. Ganze Strecken von Wasserpflanzen, ganze Reize von Algen erschweren dem Dschamaß das Weiterkommen; — wir nähern uns dem Stabsorte des Deutschbanater Regiments, Pančevo. Noch eine kurze Strecke gleitet das Fahrzeug über den Wässern der Donau hin,

und lenkt dann in die Mündung der Temeš ein. Nach einer kurzen Fahrt durch einen Wald von Weiden und Zitterpappeln legen wir endlich zwischen zahlreichen Frachtschiffen, den Zeichen eines lebhaften Handels, in Pančevo an's Land.

Pančevo ist eine der hübschest gebauten Gränzstädte. Breite Straßen und nette, wenn auch meist ebenerdige Häuser geben ihr ein freundliches, einladendes Aussehn. Dem Handel mit der gesammten Banater Gränze, dem Verkehr mit dem gegenüberliegenden Serbien so wie dem Fruchtmarkte verdankt Pančevo seine wirklich bedeutende Wohlhabenheit, ja man kann sagen seinen Reichtum. Die hübschesten Gebäude umstehen den Hauptplatz, wenn auch einzeln und zerstreut. Hier ist die Hauptwache, schöner und geschmackvoller gebaut als in der Hauptstadt manchen Kronlandes; hier das Stadthaus, ein Gebäude im neuesten Style, das jeder Stadt Ehre machen würde.

Das Stadthaus! — Bei diesem endet Alles, was ich meinen Lesern über das hübsche Pančevo zu sagen im Stande bin. Nicht etwa, als ob ein beobachtendes Auge in dem Leben dieser theils

militärischen, theils kaufmännischen Stadt nicht manches interessante Streiflicht entdecken könnte; sondern einzig und allein darum, weil die Interessen, die ein halbes Duzend Bureaux hat um den Paß eines Reisenden eben so vielen Einsichten und Stempelungen zu unterziehen, höher stehen als die Interessen des Reisenden selbst.

Die Zeit, die ich in Pančevo zubringen konnte, war nur auf wenige Stunden beschränkt. Auf dem ganzen Wege von dem „Herzen“ unseres geliebten Vaterlandes bis zu dessen „Beinen“ — denn wer möchte die Militärgränze seit dem letzten Kriege nicht so nennen dürfen? — hatte ich das Glück mit Paßbehörden aller Art so viel zu verkehren, daß ich, wie alle nie zufriedenen Gemüther, des Glückes endlich überdrüssig, mir dasselbe in Pančevo so schnell als möglich vom Leibe schütteln wollte, um dann desto sorgenloser mich einer Wanderung durch die Stadt hingeben zu können. Der Mensch aber denkt, und seit in Ungarn die alte „Unordnung“ der Dinge, nach welcher wie in England jeder Reisende sich wenden durfte wohin es ihm beliebte, ohne erst einer Defurie von Revidenten seinen Besuch abstat-
ten

zu müssen, der neuen „Ordnung“ hat weichen müssen, haben wenigstens zwölf Augen ein jedes Reisedokument zu inspiciren, und es ist begreiflich, daß dies Zeit braucht. Mein erster Gang galt sonach dem Stadthaus — mein letzter dem Schiffe, das mich wieder weiter bringen sollte. Alle Zeit, die zwischen diesen beiden Momenten lag, brachte ich im Stadthause zu, um meinem Passe die allerlei Visa zu erwerben, die nach der neuen Einrichtung erforderlich sind.

„Wollen Sie nicht meinen Paß vidiren?“

„Belieben Sie sich an jenen Tisch zu begeben!“

„Wollen Sie nicht meinen Paß vidiren?“

„Belieben Sie sich in jenes Zimmer zu verfügen!“

„Wollen Sie nicht gefälligst meinen Paß vidiren?“

„Draußen im Gange rechts!“

„Ich bitte, meinen Paß“

„Droben im Gange links!“

Der Gesuchte ist endlich gefunden. Er nimmt den Paß, wendet und fehrt ihn nach allen Seiten und legt ihn schweigend neben sich hin, um in Eugen Sue's „Martin der Findling“ weiter

zu lesen, den er vor sich auf dem Bureau liegen hat.

„Darf ich nicht bitten, meinen Paß“

„Sogleich!“

Nachdem der fleißige Findlingleser noch drei Blätter verschlungen, streckt er die Hand nach dem Passe aus. Ein Freund tritt herein.

„Ach Bruder! lässest Du Dich auch einmal sehen?“

„Ja, doch nur um Dich um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Du kennst den W...? Der Mann will mir wegen seiner Paar Gulden nicht vom Halse; könntest Du nicht trachten, so auf eine Weise . . .“ Die beiden Freunde verkehren leise, eine halbe Stunde verstreicht.

„Wollen Sie nicht meinen Paß“

Endlich wird der Paß zur Hand genommen.

„Ja sehen Sie, wo soll ich Ihnen Ihren Paß vidiren? Sie sind erst zwei Wochen auf Reisen und haben auf dem ganzen Bogen kein Plätzchen mehr leer um einen Stempel drauf zu drücken. Was haben Sie gemacht?“

„Ich? Nichts! Die Civilbehörde und die Militärbehörde in Wien, das sind zwei; die Civilbe-

hörde und die Militärbehörde in Preßburg, das sind vier; in Komorn stieg ich aus ein Glas Wein zu trinken, da mußte ich wieder erst von der Civilbehörde und dann von der Militärbehörde das Visum einholen, als aber der Paß visirt war, mußte das Dampfschiff wieder fort und ich mußte das Glas Wein ungetrunken stehn lassen, das sind sechs; in Pesth stieg ich aus um ein Paar Stunden zu schlafen, wieder zwei Behörden, sind acht; in Baja stieg ich aus Kirschen zu kaufen, wieder Civil- und Militärvisum, sind zehn; in Mohaç rief mich ein unabweisliches Bedürfnis an's Land, wieder zwei Visa, sind zwölf; in Semlin...

„Bitte, ist genug! ich sehe ja selbst, daß Sie schon zweiundzwanzig Visa auf Ihrem Passe haben! Wie lange gedenken Sie zu reisen?“

„Vier Monate.“

„Nun, da wär's besser gewesen, daß Sie sich gleich ein Buch Papier mitgenommen hätten! Was ist jetzt zu thun?“

„Ich stelle es Ihrem Ermessen anheim; doch bitte ich um baldige . . .“

„Da muß ich erst den Herrn Bürgermeister fragen!“ —

Eine Stunde vergeht. Der Beamte erscheint endlich; meinem Pässe ist ein Surrogatschweif von einem Bogen Papier angepappt. Die Unterfertigung erfolgt.

„Nun gehn Sie zum Platzhauptmann um die militärische Bidirung!“

Der Platzhauptmann hat just Gesellschaft. Eine halbe Stunde vergeht, ehe er den Paß zur Hand nimmt, eine andere halbe Stunde ehe er eine gute Feder findet.

„Nun gehen Sie zum Gordonskommandanten!“

Der Gordonskommandant trinkt schwarzen Kaffee. Nach einer halben Stunde habe ich auch sein Visum.

Nun endlich könnte ich das Haus auffuchen, in welchem Šuplić am 15/17. December 1848 an demselben Tage gestorben, an welchem zu Olmütz seine Wahl zum Wojwoden bestätigt worden, den Ort besichtigen, wo Knićanin wenige Tage später gesiegt, — da zeigt die Uhr sechs, die Stunde der Abreise schlägt in demselben Augenblicke als ich aus dem Stadthause trete, und ich habe dafür, daß ich in Pančevo einen halben Tag zugebracht, das edle Bewußtsein, daß der Revisor am Ufer der Temeš, aus welcher ein

Boot die Reisenden zu dem Wartschiffe auf der Donau hinaus schafft, meinen Paß in bester Ordnung findet.

„Zweck der Reise, bitt' ich!“ fragte der Revisor.

„Mir in verschiedenen Städten den Paß visiren zu lassen,“ war meine Antwort.

Weiskirchen. Ein Verschollener.

Pfeilschnell, als wär' es das Glück, flog das stolze Dampfboot durch die schäumende Wasserbahn hin. Mährchenhaft flogen die aus den Gluten emporsteigenden Zinnen und Thürmchen der alten Türkenfestung Smederevo (Semendria) übergossen vom Glanze der herrlichsten Morgensonne an unserm Auge vorüber, und nach wenigen Stunden hielt der Kiel an dem Steinkohlengeschwärtzten Landungsplatze in der Nähe des Kaludjeren-Klosters Basiaß, dem Zielpunkte aller Reisenden aus und nach dem südlichen Theil des Banates und der walachischen Militärgränze.

Ich stieg an's Land, und ehe noch der Dampf Kohlen eingenommen, um die Fahrt durch die prachtvollste Partie der untern Donau zwischen

den Felspässen Serbiens und der südöstlichen Spitze des Banates bis an das eiserne Thor fortzusetzen, die eben bei den Bergen von Bassia ihren Anfang nimmt, saß ich auf dem leichtesten Karren eines walachischen, oder wie er sich nun lieber nennen hört, rumunijischen Bauers, um meinen Weg donauabwärts nach dem Innern des Landes zu nehmen. —

Man kann nicht behaupten, daß die Rumänen die Erinnerungen an ihre Abstammung aus der Stadt oder dem Lande der Cäsaren durch irgend eine Hinneigung zu Weichlichkeit oder Luxus bewahrt haben. Der Karren wenigstens, auf dem ich eine mehre Meilen weite Reise vor hatte, war durchaus nicht im Stande, irgend Etwas von cäsarischer Behaglichkeit nachzuweisen; vielmehr schien er dazu eingerichtet, den armen Wanderer von vorne herein mit den Entbehrungen und Beschwerlichkeiten vertraut zu machen, die ihn in den Thälern des ehemaligen Daziens erwarteten. Nichts schützte ihn vor den glühenden Strahlen der Sommersonne, Nichts hinderte, daß sich die Erschütterungen und Stöße, die der über alle Unebenheiten eines ungepflegten Gebirgsweges

hinpolternde Karren erfuhr, mit mehr als unmittelbarer Festigkeit seinen unschuldigen Rippen mittheilten. Ein Beschwören des schnurrbärtigen Kosselenkers, Schatten und bessere Wege zu suchen, war umsonst; denn ihn quälte die Sonnenhitze nicht, der vorne auf einem Bündel Heu sitzend, einen Schafpelz um die Schultern geworfen und eine Mütze von Schafpelz auf dem Kopfe, sich ganz wohl fühlte, da er von dem Grundsätze ausging, daß, was für den Winter gut sei, auch für den Sommer gut sein müsse. Die kleinen, dünnen, langmähnigen Pferde trotteten guten Muthes über Stock und Stein hin, ja machten sich sogar eine Art Vergnügen daraus, das knarrende Fahrzeug durch ein Stück Sumpf zu schleppen, und am Ende mußte ich ihm glauben, wenn er mich versicherte, daß es nicht nur keinen bessern, sondern gar keinen andern Weg von den Ufern der Donau in das gelobte Land Banat gebe, da die Eisenbahn von Basiaß nach Steuerdorf wol schon Jahre lang im Begriff sei in Angriff genommen zu werden, aber, wie ich sehen könne, bis jetzt nur noch

aus einigen Versuchen ein Paar Stangen auszustechen, bestehe.

Zum Glücke ist der Weg nach Sakalowac, einem sehr wohl angeordneten Gränzerdorfe, nicht so weit, wie der zu einem Amte wenn man keine Protection hat, und man hat für die bishin überstandenen Leiden die Genugthuung, von nun an auf ziemlich gut erhaltenen Gränzstraßen hinzufahren, die, Dank der bessern Gränzverwaltung, von schattenden Alleen eingesäumt sind.

Bald ist auch Bračevgaj erreicht, der Punkt, von dem aus die Serben in den Jahren 1848 und 49 den tapfern Weißkirchnern so viel zu schaffen gaben, daß es mich nicht wundern sollte, wenn der Name, der wol Teufelsforst bedeuten mag (von vrag, Teufel, und gaj, Forst), von der guten Stadt Weißkirchen erst jetzt dem Orte beigelegt worden wäre, und nach einer kurzen Fahrt über die Ebene, auf welcher zwischen den Serbianern und Weißkirchnern so viele tausend Schüsse gewechselt worden, daß die Zeitungen die arme Stadt vom Erdboden völlig verschwunden sein ließen, haben wir auch Weißkirchen vor uns.

Die Lage dieses, theils von Serben, theils

von Deutschen bewohnten Stabsortes des ehemals illyrisch-, nunmehr serbisch-banater Gränzregiments, den die Serben Bela erkva nennen, ist eine eben so angenehme in der Natur, als sie in der Politik eine unangenehme war. Während man sich ihr über eine prachtvolle, üppig grüne Ebene von Süden her nähert, ist sie gegen Norden an eine herrliche Wellenkette rebenreicher Hügel gelehnt, indes gegen Osten die blauen Gebirgszüge von Neumoldawa und Saska den Horizont begränzen, über die sogar noch die hohen Regal der walachischen Gebirge dämmernd in den heitern Himmel hineinragen. Die Stadt selbst ist als der Sammelpunkt eines sehr ausgedehnten Regimentsbezirks ziemlich lebhaft, von guter Bauart, jedoch nicht so hübsch, wie Pančevo oder Semlin. So viel ich im Stande war zu beobachten, ist sie durchaus noch nicht so völlig von dem Erdboden verschwunden, wie uns die Zeitungen während des ungarischen Krieges mit so vielem Wehklagen über serbische Barbarei versicherten; vielmehr steht sie noch ganz wohlbehalten auf ihrem alten Plage, wie vor Jahren, wie ich den Zeitungen als

Augenzeuge versichern kann, und es ist kein Stein vom andern gekommen; und wären nicht bei jener Gelegenheit, da die Serben um jeden Preis eindringen wollten, die Dächer einiger der äußersten, gegen Bračevgaj zu gelegenen Scheunen und Stallungen aufgelodert, man würde in Weißkirchen vergeblich die Spuren kriegerischer Verwüstung suchen. Minder dürfte dies bei einem Blicke in das Innere der Familien der Fall sein. Weißkirchen, wie die Deutschen behaupten zum größern Theile von Deutschen, wie die Serben behaupten zum größern Theile von Serben bewohnt, hatte das traurige Loos, den Streit der Nationen in seinen Straßen, wenn auch im Kleinen, doch auf die erbittertste Weise mitspielen zu müssen. Die Deutschen, der Sache Ungarns zugethan, kannten keine heiligere Pflicht, als ihre Stadt dieser Sache zu erhalten. Die Serben, im Aufstande gegen Ungarn und dessen Regierung begriffen, kannten nichts Wichtigeres, als Weißkirchen in ihre Macht zu bekommen, wenn sie ihre Erhebung von da aus rasch und erfolgreich über das Banat verbreiten wollten. Die Waffenablieferung des Ober-

sten D . . an die Serbenanführer Koić und Stanimirović hielt die allzeit schlagfertige Bürgerschaft nicht ab, den Serben den Einzug zu verweigern, und die Tapferkeit der Weißkirchner machte die Serben nicht von ihrem Vorhaben abstehen. So kam es denn zu einer Reihe von Scharmüßeln, die nicht nur auf's Grimmigste auf der schönen Ebene um den Wald von Veračevgaj gefochten wurden, sondern sich auch bis ins Innere der Stadt fortsetzten, wo Serben und Deutsche einander auch außer dem Kampfe und ohne allen weiteren Anlaß als die gegenseitige Erbitterung beim ersten besten Begegnen niederschossen. Nicht nur dürfte es auf solche Weise nicht leicht eine Familie in Weißkirchen geben, die nicht Ein oder mehre Opfer zu beklagen hätte, sondern es sind sogar ganze Familien aufgerieben worden, verschwunden. —

Waren auch im Ganzen die serbischen Einwohner den Deutschen gegenüber im Nachtheil, so konnte Derjenige keineswegs das Gleiche behaupten, der zu gleicher Stunde mit mir vor dem wol ehrsamem, keineswegs aber hübschen Gasthause zum „Türkenkopf“ halt machte und in die Wirths-

stube trat, allwo eine Anzahl von etwa zwölf Personen gemischter Nationalität eben mit der Vernichtung eines Theiles der table d'hôte beschäftigt war, wobei sich der serbische Theil der Tischbesatzung keineswegs im Nachtheile befand.

„Sind Sie Herr . . .?“ fragte mich sogleich bei meinem Eintreten ein junger, ziemlich modern gekleideter Mann, dessen fein gestrichener Schnurrbart den Magyaren, dessen besticktes Sammtkäppchen den Wirth erkennen ließ.

Nicht wenig erstaunt, daß hier Jemand meinen Namen kenne, bejahte ich.

„Dann werden Sie draußen im Garten erwartet.“

Mit dem Gefühl des gespanntesten Erstaunens ließ ich mir den Weg nach dem Garten zeigen.

Unter einem der schattigen Bäume saß die Gestalt eines jungen Mannes vor einem mit rothem Gerstensaft gefüllten Glase wie in tiefes Nachdenken versunken, die Arme auf den Tisch gekreuzt, das brillenbewaffnete Auge auf Gambini edles Maß geheftet. Galt es fernen Erinnerungen? Galt es die Güte des Getränkes

mit kennendem Blicke zu durchforschen? Eine leichte Sommerkappe beschattete das bleiche aber wohlgenährte Angesicht; ein Anzug aus leichtem weißem Zwillich, der Abgang der überflüssigen Last einer Weste und des beengenden Zwanges eines Halstuches zeigten von Hinwegsetzung über die Formen der Mode und der Ueblichkeit. Erinnern sich meine Leser oder doch meine Leserinnen noch des bleichen jungen Mannes, der vor sechs bis acht Jahren träumerisch und schon damals auf Neußerlichkeiten wenig achtend durch die Straßen Prags hin ging, seiner Erscheinung nach von Niemandem bemerkt, den Offenbarungen seiner tiefen Dichterseele nach von Jedem, der sich um die literarischen Regungen in der Moldaustadt kümmerte, gekannt und bewundert? Damals zählte er neben Alfred Meißner und Hartmann zu den schönsten Hoffnungen der jungen deutschböhmischen Literatur. Tiefe des Gemüthes, innige Verwandtschaft mit der Natur und ihrem geheimnißvollen Leben und Weben, unbefangene Weltanschauung stellten ihn über seine beiden Freunde. Heute ist er der schlichte Doctor eines Banater Bergstädtchens.

„Dieses ist nicht Don Fedrigo,
 Don Fedrigo kohlmarktwohnhast,
 Der in schönen Mondscheinnächten
 Sang die zarten Sensitiven!“

dachte ich im ersten Augenblicke, unwillkürlich in jene parodirende Weise gerathend, in welcher der Dichter der „Sensitiven“ so sehr Meister ist, indem mir, ich weiß nicht wie, eine ähnliche Stelle seines launenvollen Heldengedichtes: „Der verkümmelte Mantel,“ durch die Seele fuhr. Und dennoch — es war Friedrich Bach, der gedankentiefe Dichter der Lieder „vom Vergessen,“ der Lieder vom „Sterben.“ Er schlug die Augen auf — und ich erkannte ihn. Im nächsten Augenblicke hatte ich seine treuherzige Hand gedrückt; er, der sich von den Freunden vergessen, und den mancher der Freunde verschollen und gestorben wähnte, saß mir am kleinen Tische im Schatten einer Linde gegenüber wie wir so oft gegessen vor zehn Jahren unter den Schatten der „Schützeninsel“ oder des „Baumgartens“ oder irgend eines andern der vielen Gärten Prags und einander über einem Krüge böhmischen Malzabsuds Verse vordeklamirten, die jüngsten Erzeugnisse unserer Muse, noch brühheiß

an Gefühl, und noch tintennaß an Frische, und noch unbekannt in „Ost und West.“ Diesmal aber sprachen wir keine Verse, sondern sahen einander stumm an, und lasen in unseren Zügen und auf unseren Stirnen. Auf unseren Lippen schwebte die Frage: „Wie hast Du gelebt seither?“ Aber sie zögerte laut zu werden. Zehn Jahre lagen zwischen damals und heute. Wie hatte jeder von uns so viel gehofft, so viel gewollt, so viel gestrebt! Wie wenig und wie ganz Anderes hatte jeder von uns erreicht, als er gedacht! Erreicht? Nein! Zu wie ganz Anderem hat ihn der Zufall getragen, wie das Blatt, das vom Baume fällt, nicht weiß, wohin es der Wind trägt; wie den Schiffbrüchigen die Welle ganz anderswo an's Land wirft als wo er hinwollte, da er die Segel seines Schiffes den vollen Winden gab. Und wo war die Freundschaft? Und wo war die Liebe? Den jugendfrischen Kreis haben theils die Mächte der Verhältnisse, die Sorgen der Wirklichkeit, die mit unerbittlichen Forderungen den idealen Wünschen entgegentraten, auseinandergerissen, theils die Gewalten der Ereignisse zersprengt. Wie Spreu zerstreut weilte der Eine in irgend einem

Cantone der Schweiz; der Andere hing in Paris „revolutionären Studien“ nach; der Dritte ließ irgendwo in einem vergessenen Journalbureau das herrliche Brillantfeuer seines Witzes im Dienste nothzuchtiger Tagespresse versprühn; der Vierte saß in einem Amt, der Fünfte in einem Staatsgefängniß, und er selbst in der entferntesten Ecke des Banates unter Bergen und Bergleuten, wohin nur die Nachklänge gelangen der Weltereignisse und von Kunden über Kunst und höheres Streben nur so viel, als sich verirrt auf den Flügeln des Zufalls, wie manchmal der Wind das Samenkorn einer Thalblüthe auf den Gipfel einer Alpe verträgt. Ich saß ihm gegenüber, ihm von kaum mehr als dem Zufalle entgegengetragen, seit Jahren der Erste und Einzige, die ihm von allen seinen Freunden entgegengetreten. Und die Liebe? Wo gab es ein Gemüth, das reiner, kindlicher, edler liebte als das seine? Und das Alles lag fern, fern wie ein verlassenes Frühlingsland hinter abendrothüberschienenen Bergen.

Wir schwiegen lange.

„Wie hast Du gelebt seither?“ brach endlich Friedrich das Stillschweigen.

„Und wie hast Du gelebt?“ entgegnete ich die Frage.

„Ich hab's gelernt, zufrieden sein,“ erwiderte Friedrich. „Ich habe mir einen Wirkungskreis erworben, der mir nicht Zeit läßt zum Müßiggang. Ich arbeite, habe Freunde, hab' ein Weib genommen und fühle mich wohl.“

„Und die Poesie?“

„Ich ruf' sie nicht. Tritt sie mir entgegen, so weise ich sie nicht ab.“

„Du schreibst also nichts mehr?“

„Als ob Alles, was einem Poeten durch's Herz zieht, geschrieben sein müßte oder gedruckt. Ist's nicht genug, daß es empfunden ist? Es war, wenn es der Dichter gedacht, gefühlt hat. Ob es auch fortbestehen, ob man es auch Anderen mittheilen muß, das ist eine andere Frage. Ich bin dahin gelangt sie verneinend zu beantworten.“

„Und doch hast Du während Deines Aufenthaltes in diesen Gegenden eine neue Ausgabe Deiner Gedichte veranlaßt.“ *)

*) Bei J. J. Weber in Leipzig 1847.

„Das muß ich, um zu jener Verneinung zu gelangen. Meine „Sensitiven“ haben gefallen; wenigstens meinen Freunden. Ich mußte sehr gut, woran es ihnen fehlte, und suchte es bei meinen späteren Gedichten zu vermeiden. Durch eine neue Ausgabe der Gedichte, durch Hinzufügung des Besten, was ich an neuen Arbeiten hatte, wollte ich an Bekannte und Unbekannte die Frage stellen, wie weit ich vorgeschritten. Die Antwort war völliges Nichtbeachten des Buches. Weder Freund noch Fremder kümmerte sich darum; die Kritik nahm keine Notiz davon; ich war dem ganzen Kreise aller Jener, die sich ehemals meine Freunde nannten, entrückt, das Buch ging unter. Was soll ich weiter?“

Ich machte Friedrich auf die Ungunst der Zeitverhältnisse aufmerksam. Die um eine reiche Anzahl wahrhaft prachtvoller Gedichte vermehrte neue Ausgabe war nämlich in die Periode kurz vor dem Ausbruche der Revolution gefallen. Die politische Poesie nahm damals alles Interesse in Anspruch, und nur auf dem Wege durch sie oder durch sonst eine politische Bedeutung, ein politisches Schicksal, konnte der Dichter die Auf-

merksamkeit auch seinen nichtpolitischen Poesien erwerben. In den Schlachtrufen der nächsten Zeit mußte das stille Lied des Tiefsinns überhört werden, im Dampf der Kanonen mußte der zarte Blütenstaub der „Sensitiven“ unbemerkt verhauchen.

„Unrecht wär's von Dir,“ entgegnete ich Friedrich, „wenn Du den Freunden und der Welt um der Ungunst der Zeit willen grollen, wenn Du darum der Poesie entsagen wolltest. Hörst die Lerche auf zu singen, weil ihr Niemand zugehört hat, als sie einmal sang?“

„Sie läßt's aber nicht drucken!“

„Doch hören läßt sie sich. Und ein Poet, der in den letzten Enden des cultivirten Europa seinen Aufenthalt genommen, muß drucken lassen, damit man ihn höre, da er füglich nicht erwarten kann, daß man zu ihm herabwallfahre um sich von ihm vorlesen zu lassen.“

„Ich erwarte das auch nicht. Aber ich habe ein Buch hinausgeschickt in die cultivirte Welt; Weber in Leipzig hat es so schön ausgestattet, wie irgend ein mit Glacéhandschuhen geschriebenes Buch je ausgestattet worden; ich warte

ab, was sein Schicksal sein wird. Ist es schlecht, dann soll es vergessen sein, es geschieht ihm und mir kein Unrecht; enthält es Gutes, dann wird sich noch Jemand finden, der darauf zurückkommt.“

„Zurückkommen!“ erwiderte ich, im tiefsten Herzen beklagend, daß ein so körniges, reichbegabtes Talent wie Bach zu solchen Irrschlüssen, zu solchen Irrentschlüssen gelangt sein konnte. „Die Welt kommt auf Nichts zurück, worüber sie einmal hinweggerauscht; man muß sie darauf zurückführen!“

„So thut das!“

„Wer?“

„Ihr, meine Freunde! Versteht sich, wenn Ihr's der Mühe werth haltet.“

„Und glaubst Du, daß die Welt sich entschließen würde, auch nur einen Blick nach rückwärts zu thun,“ entgegnete ich, „und wenn man ihr tausendmal zuriefe: Hinter Dir liegt ein Buch voll der schönsten Gedichte, die Du im Sturme übergangen! Sie wird es nie! Soll sie es, dann muß sie durch Neues, Frisches für den Poeten Interesse gewinnen. An Dir aber ist es, ihr

dies Interesse einzulösen; und Du kannst es, wenn Du willst. Du bist reicher geworden, Du hast Erfahrungen, hast Anschauungen gesammelt —“

„Ein neuer Versuch würde doch nur dasselbe Schicksal haben!“

„Dann mußt Du ihm einen dritten folgen lassen.“

„Und wenn der auch mißlingt?“

„Einen vierten! Man muß nie müde werden, wenn man bei sich weiß, daß man was kann. Nicht in der Welt liegt's, wenn wir keinen Erfolg haben; nur in uns, die wir nicht die rechte Weise getroffen!“

„Ich bin's aber schon müde!“ rief Friedrich, indem er sich erhob und die Reige seines Glases leerte. „Ich habe der Literatur zweimal gesagt, daß ich bin. Soll ich ihr's öfter in die Ohren rufen? Etwa so lange, bis sie fragt: Wer ist Der? Soll ich ihr mich nachtragen? Das mag ich nicht. Wollte man mich kennen, dann hatte man Gelegenheit genug dazu. Hält man mich für zu gering, um sich um mich zu kümmern, mag man mich nicht, so werd' ich mich nicht auf-

dringen! Ich geh' einspannen lassen. Ich hoffe, daß Du ein Paar Tage in Draviza mein Gast sein wirst!"

Also auch er? War's auch mit ihm dahin gekommen? Ich konnte keinen Augenblick mehr zweifeln. Friedrich Bach war unter die Verkannten gegangen, oder unter die nicht genug Anerkannten. Wenn er auch nicht klagte, — sein unerschöpflicher Humor läßt ihn dazu nicht kommen — so klagte er doch an. In der Erkaltung seiner Freunde, in der Theilnahmlosigkeit der Welt sucht er den Grund eines durch den Zeitsturm verlorenen Erfolges, oder eigentlich eines Nichterfolges, den hundert Andere mit ihm theilen, und der auch Bessere getroffen hätte. Er war überreizt, er war gekränkt, ohne daß ihn Jemand reizte oder kränkte, als er selbst. Er grollte der Welt, und hielt sie für unempfindlich und unempfänglich, und sie ist weder das Letztere, noch gab sie ihm zu dem Ersteren Anlaß. Er war in jenen traurigen Irrwahn gerathen, in dem schon so manches Talent verstummt ist, weil es glaubte, daß man es nicht genug würdige. Er fing an, das Loos Aller zu theilen,

die sich selbst zurückziehen, und dann klagen, daß sie die Gesellschaft nicht beachte. Ihn so wiederzufinden, that mir weh. Würde ich nicht an die Allgewalt der Poesie in seinem Gemüthe geglaubt haben, ich hätte ihn für verloren gegeben. Doch glaubte ich an jene — und auch daran, daß noch seine Singszeit nicht vorüber! —

Es war spät am Nachmittage. Der Wagen stand bereit — Dank Friedrich, ein besserer als der mich hieher gebracht — und bald ging's die Weinhügel hinter Weißkirchen hinan, von denen aus sich die freundliche Militärkommunität mehr wie ein Garten mit einer Stadt, als wie eine Stadt mit Gärten ansieht, und dann rasch hin über den lustigen Bergrücken zwischen Wald und Fels, durch das serbische Dorf Grusica, wo das Gränzgebiet aufhört und das Provinziale des Banates beginnt, und durch das öde Räuberthal, eine unwegsame Felsenschlucht, der zahlreiche Raubanfälle den Namen gegeben und in der man sich die Stelle zeigt, wo erst im vorigen Jahre einige Honvéds zwei von ihren Geschäften friedlich heimkehrende Bürger, einen Zuckerbäcker und einen Tapezierer wie ich glaube, zur

Unterhaltung erschossen und beraubt haben. Bald war auch Nikolinca, das erste von Rumänen bewohnte Dorf, erreicht. Vor unseren Augen gewann der ringsum hochgebirgige Gesichtskreis immer deutlichere Umrisse: gegen Norden das Berschiger Gebirge mit dem weißen Kirchlein auf dem höchsten Gipfel, gegen Osten die schneebedeckten Spizen der Siebenbürgner Kette und die Berge von Mehadia und ringsum in unmittelbarer Umgebung welliges Hügel land, waldig, brach, bebaut, in bunter Abwechslung. Noch stand die Abendsonne über dem Horizont, als wir zwischen den Hütten des Dorfes Rakaschdia hinfuhren. Die Hügelwellen gewannen immer mehr und mehr den Charakter von Bergen und bald wand sich die Straße mitten ins Gebirge hinein. Eine Reihe von Rauchsäulen stieg aus einer, zwischen hohen Kegeln sich hinziehenden Kluft empor in der Höhe der Luft vom Sonnenuntergange widerscheinend.

„Das ist der Rauch von den Dravitzer Hochöfen!“ sprach Friedrich. „Habe ich nicht eine genug schöne, wenn auch einsame neue Heimath, um die Träume der alten zu verschmerzen?“

Eine halbe Stunde später mußte ich gestehen, daß Friedrich Recht habe, wenn er nicht sehr nach dem Glücke der Anerkennung geizte, — hatte Er ja da jenes der Liebe gefunden.

Oraviķa. Eine Grubensfahrt.

Abseits in einer Bergschlucht, nicht eher sichtbar als bis man mitten drin ist, liegt Oraviķa das Bergstädtchen, eine einzige lange Kette von Häusern, die sich, hier von einem kleinen Garten, dort von einem Felsstück, dort wieder von einem Hohlweg oder Werkplatz unterbrochen, durch die enge Bindung zwischen den Bergen hinanzieht. Schöne Gebäude, einen Marktplatz würde man vergeblich suchen. Kaum scheinen die kleinen Wohnhäuser und die Werkhütten dem Geklüfte genugsamen Raum abgewonnen zu haben. Und doch ist der Anblick ein schöner, der Eindruck ein freundlicher, und es ist begreiflich, wie sich ein Poet, der gewohnt ist mit der Natur zu verkehren, hier bald heimisch und wohl fühlen kann.

Wohin das Auge blickt, begegnet es irgend einem Schaffen, das an die geheimnißvollen Beziehungen mahnt, in welche der Mensch zur Natur tritt, wenn er sie werth hält, sie in ihrer Verborgeneheit aufzusuchen. Ueber dem ganzen Orte webt die Poesie der Berge, der Stollen, der Schachten. Dort lagern auf einem Plage zwischen fahlen Felsmauern die Haufen grauer Erze, wie sie eben aus dem Schooße der Erde hervorgefördert worden. Hier schlägeln ein Paar Leute die größern Massen in kleinere Stücke, dort klappert ein Mühlwerk, um die Zerschlägelung anstatt der Menschenhände selbst zu vollführen. Aus zwanzig Schloten steigen dicke Rauchsäulen empor und zeugen, daß man in den Röstöfen rüstig beflissen ist, durch allerlei Zusätze von Schwefel, Kalk und dergleichen den spröden Erzen das gediegene Metall zu entlocken.

Wie das prasselt in einem solchen Röstofen! Ringsumher sprühen die Funken in der finstern Kammer vom kohlschwarzen Ofen. Das Schwefelfeuer der röstenden Erzlagen übergießt die Gesichter der herumstehenden Hüttenleute mit geisterhaft grünlichem Lichte. Da scheint es dem Meister,

daß es Zeit sei, das Metall zu befreien aus der glühenden Schmelze, und hin tritt die schwarze Gestalt eines Hüttenmannes und bohrt mit einem langen Stabe eine Oeffnung in das feuerumprasselte Behältniß, und heraus schießt ein rother Strahl flüssiger Gluth, um in den untergestellten Gefäßen zu erkalten und zu erstarren. Das schönste Kupfer ist gewonnen und wird in runden Stücken aufgeschichtet, um unter den gewaltigen Hammer zu kommen und zur Versendung zurecht geschmiedet zu werden. Dort tritt Einer aus dem niedrigen Hause, das Fell umgethan, die Lampe in der Hand, um früh am Morgen seinen Gang nach den Stollen anzutreten. Dort klimmt der Markscheider zwischen Busch und Gesteinen hinan; der Meßtisch wird ihm nachgetragen, daß er in der Frühe noch sein Werk beginne. Und unter alles das mischen sich die aus den umliegenden Dörfern herbeigekommenen Landleute, der Eine um ein Lamm zu verkaufen, der Andere um Arbeit zu suchen, der um selbst einzukaufen, jener um dem Doctor seine Leiden zu klagen.

Der Doctor aber hat alle Behmuth und alle Erinnerungen des gestrigen Wiedersehens vergessen,

und rennt in seinem weißen Zwilchrocke, sein Kappel auf dem Kopfe und sein Stöckel unter dem Arme die lange Häuserreihe entlang, tritt fast in jedes andere Haus ein, fragt, räth, verschreibt, eilt wieder weiter, hält dort im Vorbeigehen eine Krankenvisite am offenen Fenster, anderswo an der Hausthüre, grüßt rechts und grüßt links, und hat doch nicht Grüsse genug, um alle Grüsse zu erwidern, die ihm geboten werden, insbeson- dere von den unzähligen hübschen Köpfschen, die ihm von allen Seiten aus den Fenstern entgegen- winken. Man sieht es ihm an, er ist nicht nur der Arzt, sondern auch der Freund von Draviza und, versteht sich, der hübschen Köpfschen. Fast rennt er in seinem Gruß- und Geschäftseifer an dem Freunde vorüber, der ihn auf wenige Stun- den in seiner Weltabgeschlossenheit aufgesucht.

„Friedrich!“

„Grüß' Dich Gott! Einer von den Horvath'- schen Bergleuten hat ein Bein gebrochen!“

„Wer ist die hübsche Blondine, die Dir dort aus dem Fenster so freundlich zugewinkt?“

„Blondine? Wo? In Draviza gibt's lauter Hübsche, und darunter sehr viele Blondinen! In

Guruja haben die Räuber einen Mann halb todt geschlagen. Um Ein Uhr fahr' ich hinaus. Beschäftige Dich bis dorthin."

„Womit? Mit dem Bewundern der Blondinen?“

„Womit Du willst. Ich habe keine Zeit!“
Ein alter Bergmann geht vorüber und grüßt.

„Oder warte! Ich will Dich gleich beschäftigen! — He! Herr Mathes! gehen Sie in die Stollen?“

Der alte Bergmann bejaht.

„Gut! Dann nehmen Sie mir den Herrn damit! Um Ein Uhr beim Wagen! Adjes!“ — Und verschwunden ist er hinter der Thüre eines der nächsten Häuser.

Also ehe ich es noch von oben recht kannte, sollte ich Draviza schon von unten kennen lernen. Schwer zwar, ich muß es gestehen, ward es mir von den hübschen Köpschen zu scheiden, die hinter allen Vorhängen und Blumentöpfen hervorlugten. Doch Friedrich hatte über mich verfügt, und ich mochte selbst nicht gern die günstige Gelegenheit zu einem Gange durch die Banater Unterwelt un-

benützt vorübergehen lassen. Für die Oberwelt blieb mir noch manche Stunde. —

„Wollen Sie etwa in dem Anzuge, in dem Frack, in diesen Pantinghosen, mit dem weißen Hut hinuntersteigen?“ fragte der alte Bergmann schier befremdet, als ich mit ihm am Ende des langen Ortes angelangt war und wir seitwärts in's Gebirge einsenken wollten, um zum Eingange der Stollen zu gelangen.

Ich erklärte, als ich meine Morgenwanderung antrat auf das Abenteuer einer Grubenfahrt nicht gefaßt gewesen zu sein, und mich daher mit jener Toilette nicht versehen zu haben, in der allein es Sitte sei, den unterirdischen Göttern seine Aufwartung zu machen.

„In diesen Kleidern geht's nicht,“ bemerkte Mathes trocken; „wenn Sie keine bessern haben — — —“

„Bessere?“ maß ich erstaunt meine Toilette, die ich über allen Tadel erhaben wähnte.

„Für da unten ist das eine schlechte, und eine schlechtere wäre eine bessere!“ erklärte Mathes. „So müssen wir eine zu leihen nehmen!“ fügte er hinzu, und wir traten in eines der nahegele-

genen Häuser, die Wohnung des Herrn Markseiders, wie sie Mathes nannte.

Meine Metamorphose in einen Grubensfahrer war bald zu Stande gebracht, und nun ging es in lederbesetzten Beinkleidern, grauer Bergknappenjacke und schildloser Kappe mit Stock und Lampe rüstig in's Gebirg hinein.

Nach einer kleinen Viertelstunde hatten wir den Eingang in den Schacht erreicht. Herumliegendes Gebälk, zur Unterstützung lockerer Partien der Stollen und zur Sicherung mancher gefährlicher Stellen so wie zum Schachtbau bereit, bezeichnete den Ort, herausgeförderte Erzhaufen lagen ringsumher.

In einer kleinen Hütte, die zur Aufbewahrung der zum Bergbau nöthigen Geräthschaften diente, und in der sich die Bergleute des Morgens, bevor sie in die Stollen gehen, versammeln, wurden die Lampen mit frischem Oele versehen und angezündet, und nun ging's hinein in die Elisabethgrube, wo „Gold“ geschürft wird, wie Mathes mit Wichtigkeit bemerkte.

Gold! wo Gold geschürft wird! Der Gedanke ist erhaben. Wem schleichen nicht dabei die

lieblichsten Träume durch die Seele? Wer Gold hätte, der hätte Verstand, Wiß, wäre lebenswürdig; wer Gold hätte, der könnte reisen in alle Welt und brauchte nirgends ein Agio zu zahlen; wer Gold hätte, der wäre vollends der beste Finanzminister; — und ich befand mich in der Nähe des Goldes! Rings um mich her, vor mir und hinter mir, so weit ich schon durch den engen finstern Schlauch vorgedrungen war, nichts als Gold, überall Gold, nur Schade, daß es nicht am Tage lag! Wer da eine Wünschelruthe hätte, dachte ich in meinem armen Herzen!

„Wo ist das Gold?“ fragte ich endlich meinen Führer durch das Kalifornien von Draviza.

„Wird schon kommen!“ erwiderte Mathes einsylbig.“ Geben Sie aber Acht,“ fügte er fast boshaft hinzu, als wäre ich eine Nationalbank, die in Ueberschätzung ihrer Kräfte zu weit gegangen oder eine Staatskasse, die sich nur noch mittelst der Krücke des Credits auf den Füßen erhält, „geben Sie Acht, daß Sie nicht „fallen“ eh' 's kommt!“

Wir hatten noch ein Schock Klasten zurückgelegt. Gold suchte mein forschender Blick, nach

Gold seufzte meine Sehnsucht. Von Gold war aber unter diesem Stück österreichischen Vaterlandes eben so wenig zu entdecken, als über demselben. Wol aber waren wir bereits bis an die Knöchel in jene Mischung von Wasser und Erde gerathen, aus der nur ein Genie hätte Gold machen können. Wer da ein Genie wäre! dachte ich seufzend. Wenn ich es je schmerzhaft empfand, daß ich keins bin, so war es diesmal.

„Wo aber ist das Gold?“ fragte ich, bereits ungeduldig werdend, meinen einsylbigen Führer noch einmal.

„Geben Sie Acht, daß Sie nicht in den Koth versinken!“ war die Antwort.

Nach einer Weile endlich und nachdem ich mich genugsam durch die verschiedenen Krümmungen bald aufwärts und bald abwärts, bald über Leitern und bald auf allen Vieren durchgearbeitet hatte, blieb Mathes so gut es in dem kaum mannhohen Stollen ging stehen, und hielt die Lampe empor.

„Da ist Gold!“ rief er mir zu, der ich, ein Neuling in dergleichen unterirdischen Pilgerfahrten, einige Klafter hinter ihm zurückgeblieben war.

Ich brauche nicht erst zu versichern, daß ich meine Schritte beschleunigte. Wie groß war jedoch mein Erstaunen, da ich bei dem matten Schimmer der Grubenlampe nichts als eine Oeffnung zu Gesichte bekam, durch welche man in einen Seitenstollen hinab- und aus welchem eben ein Bergmann emporstieg, einen Karren grauer Erde vor sich her fördernd.

„Bun lukre!“ grüßte Mathes mit dem walaehischen Bergmannsgrüße, in welchem Philologen das römische bonum lucrum erkennen mögen.

„Bun lukre!“ erwiderte der Bergmann, indem er den Karren einen Augenblick ruhen ließ und sich den Schweiß von der Stirne trocknete.

„Nun, da sehen Sie Gold!“ erklärte Mathes, indem er mir eine Handvoll der grauen Erde zur Besichtigung hinhielt.

„Habt Ihr denn kein gediegenes Gold in Euren Stollen?“ fragte ich meinen Führer.

„Sollen einmal ein's gehabt haben, aber 's ist verschlagen,“ erwiderte Mathes. „Jetzt müssen wir zufrieden sein, wenn wir das finden. 'S ist freilich nicht viel, und zahlt sich kaum aus, aber 's Gold ist halt doch 'ne rare Sach!“

„Und wie kam's denn, daß man die Spur verloren?“ fragte ich weiter.

Mathes setzte sich auf ein Felsstück nieder, das als Merkzeichen, daß hier das Besizthum eines andern Grubenherrn anfange, an die Stollenwand hingewälzt war. Die Bergwerke von Draviza sind nämlich theils ärarisches, theils Privat-eigenthum. Die Stollen der Privaten jedoch gehören oft mehreren Besitzern gemeinschaftlich, oft sind sie unter mehrere Eigenthümer getheilt.

„Da war einmal,“ begann Mathes, „so erzählen noch die alten Leut', ein armer Teufel von einem Menschen, der sich jahraus jahrein da in den Gebirgen herumgetrieben hat. Da er nicht wovon zu leben hatte, so nahm er bald bei dem, bald bei jenem Grubenherrn eine Woche Dienst und schlug sich so kümmerlich und nothvoll herum. Was er übrige Zeit hatte, das trieb er sich mit der Wünschelruthe in der Hand auf den Höhen und in den Schluchten umher, und wenn man ihn fragte: Was machst Du? da antwortete er: Ich suche Gold! Und wenn ihn die Leute neckten und sagten: Wärst wohl mit Kupfer auch zufrieden! da antwortete er: Nein! Gold muß es sein,

anders thu' ich's nicht! Einmal geht er wieder in's Gebirg, setzt die Wünschelruth' auf den Boden, und sieh' da, er bekommt richtig das Zeichen, daß da Gold liegt. Nun aber fing erst seine Pein an. Woher nehmen um zu arbeiten, daß er's bloß legen und muthen kann? Einem Reichen, denkt er, trau' ich mich nicht an; der bringt mich d'rum, oder ich muß ihm wenigstens die Hälfte geben. Es der Obrigkeit sagen? Da komm ich um's Ganze. Ich will mir ein Zeichen machen, denkt er, und mir's über Nacht überlegen; steckt dann ein' Hagebuttenruth' in die Erd', und geht seiner Weg'. Wie er so den Berg herabgeht und nachdenkt, da kommt ihm ein alt's Weib entgegen, 'ne alte Walachin. „Bum Infre!“ sagt sie. „Mults an!“ (der walachische Dank, vom römischen multos annos, und analog dem slavischen mnoga ljeta) antwortet er und will weiter gehn. „Was machst Du ein so traurig Gesicht?“ fragt sie. „Bist wieder mit der Wünschelruthen herumgestiegen und hast Nichts gefunden?“ — „Finden thät' sich's schon,“ antwortete er ihr d'rauf; „aber da fehlt's,“ und zählt sich mit Daum und Zeigfinger in die flache Hand, zum

Zeichen, daß er Geld meint. „Ei,“ meint die Alte, „laß Du das Suchen gut sein, es führt so zu Nichts, und schau Dich lieber nach was Andern um!“ und geht weiter. Er aber schaut der Alten nach, und denkt bei sich, die Leute sagen, die hat ein Paar Gulden Ersparnes; wie wär's, wenn ich von der zu leihen nähme? Gedacht, gethan. Wie es Abend wird, geht er zu ihr hin in das kleine Haus, wo sie im Beding lebt. „Frau Mutter,“ sagt er, „Ihr habt Recht. Ich will das Suchen sein lassen und was Anderes anfangen. Ich will ein Paar Pferde und ein'n Karren kaufen und Fuhrwerk treiben. Da drüben in Saska sind ein Paar gute Gäul' zu verkaufen, leiht mir's Geld d'rauf, in ein Paar Wochen zahl' ich's Euch zurück.“ Die Alte läßt sich nicht erst zweimal bitten, geht über ihre Truhe und reicht ihm ein Säckel mit hundert Gulden hin. „Da hast Du Alles, was ich hab,“ sagt sie, „und helf' Dir Gott, daß mir's bald wieder zahlst.“ Wer ist jetzt froher, als mein armer Teufel? Geld ist da, und ist's auch auf Gäul' geliehen, so kann man doch dafür auch schürfen, denkt er, und nimmt gleich am andern

Tag zwei Leut' auf und fangt dort an zu graben, wo er die Hagebuttenruth' in die Erd' gesteckt hat. Richtig, es dauert keine Woche, und 's Gold liegt am Tag', gelbes, schönes, gediegenes Gold. Bersteht sich eilt er gleich zum Berggericht, legt den Beweis vor, und zahlt die Muthung. Geld vorgestreckt wird ihm nun von allen Seiten, und kurz, in Zeit von einem halben Jahr schon ist aus dem armen Teufel ein reicher Mann geworden, denn er findet Nichts, wie lauter Handstufen, wo ihm das Pfund zehn, zwölf, ja fünfzehn und zwanzig Loth Gold gibt. Nach einem Jahr hat er allen seinen Gläubigern, auch der Alten bezahlt, hat sich ein schönes Haus gebaut, fährt mit Bierren, und hat seine fünfzigtausend Dukaten trocken in der Truhe liegen. Da bricht Feuer im Ort aus, und der Alten ihr Häufel ist das erste, was abbrennt. Das Feuer aber wird groß, und unser lieber Grubenherr denkt, man kann nicht wissen, wie weit das um sich greift, und denkt, die Truhe mit Dukaten sei doch viel besser d'rin im Schacht aufgehoben, als da draußen im brennenden Ort, und schleppt sie noch in selbiger Nacht allein in den Schacht und hebt sie an einem sichern

Ort auf, von dem kein Mensch wußte. Das Feuer wurde gelöscht, und als es am Morgen war, da zeigte sich's, daß zum guten Glück nicht mehr als drei kleine Häuser abgebrannt, darunter das von der Alten. Das arme Weib war ganz außer sich vor Verzweiflung. Das Häusel war abgebrannt, die Truhe stand erbrochen vor dem Hause, die menschenfreundlichen Löcher haben das Schloß abgerissen und das Säckel mit den hundert Gulden war daraus verschwunden. Die Alte hatte nicht auf Brod. Da faßt sie sich und denkt, Du warst allezeit ein ehrlich' Weib und hast Jedem gerne geholfen, der zu dir gekommen, mach' einen Gang durch den Ort, die Leute werden Dir gern beistehen, daß Du wenigstens nicht verhungerst auf Deine alten Tage. Unser Grubenherr steht just vor seinem Hause, beide Hände in den Taschen, und handelt mit einem Bauern um ein Paar junge Roß. Jetzt ist keine Zeit, denkt die Alte, daß Du ihn ansprichst, wart' bis der Bauer fort ist. Unser Grubenherr kauft die Roß, zahlt sie mit blanken Dukaten aus und läßt sie in den Stall führen. „Wirßt nicht böß sein,“ red't ihn jetzt die Alte an, „wenn ich Dich bitt', mir mit Et-

was auszuhelfen. Mein Häufel ist abgebrannt, mein Bissel Geld haben s' mir gestohlen, der Winter kommt in's Land, und ich hab' nicht auf Brod, viel weniger auf ein Obdach!" Mein lieber Grubenherr aber wend't sich ab als hätt' er gar nicht recht aufgemerkt, und sagt: „Komm' Sie ein Andersmal!" — „Ein Andersmal?" sagt d'rauf die Alte, „wenn mich heut' Nacht ein solches Unglück betroffen, und ich heute nicht auf Brod hab'?" — „Was will Sie von mir?" ruft mein lieber Grubenherr, da er sieht, daß sich die Alte nicht abspeisen läßt. „Ein Almosen um Gotteswillen!" sagt die Alte. „Helf' Gott!" gibt er ihr zur Antwort und will fort. „Und was wär' aus Dir geworden," meint d'rauf die Alte, „wenn ich Dir jetzt ein Jahr auch geantwortet hätte, helf' Gott? ein Lump wärst Du geblieben, ein armer Teufel wie Du warst!" Da fährt ihm die Wuth in's Gesicht, die Zornader fangt ihm an zu schwellen, und er schlägt der Alten mit der flachen Hand Eins auf die Backe. „Pack' Dich," ruft er, „sonst heß' ich die Hunde auf Dich! für solches Bettelvolk hab' ich kein Geld!" — „Nun so soll Dir's Gott lohnen wie Du thust!" schreit die Alte so

laut sie kann, macht ein Kreuz über's Haus, ein
 Kreuz nach der Gegend, wo die Goldgrube war
 und geht fort. Unser Grubenherr aber läßt sich
 sein Roß satteln und reitet nach dem Schacht, um
 die Bergleut' anzutreiben und bei Gelegenheit
 nach seinen Dukate zu sehen. Wie er aber beim
 Eingang ankommt, da stürzen ihm die Bergleut'
 entgegen, „Herr, die Grube ist verschüttet!“ Mein
 lieber Grubenherr wird bleich wie eine Leiche,
 springt vom Roß, eilt in den Stollen, und siehe
 da, er kann keine zehn Klafter mehr vorwärts
 kommen. Alles, Schacht, Stollen, Gänge, Alles
 ist eingebrochen und verschüttet, Alles wie ver-
 schwunden. „Mein Gold!“ ruft er, „meine Du-
 katen!“ Aber auch die sind verschüttet. Es ist, als
 wäre der ganze Berg inwendig zusammengesunken.
 Der Grubenherr rauft sich die Haare aus dem
 Kopfe und schlägt sich vor Verzweiflung die Stirn
 an den Felsen. Da klingt Etwas aus dem Thal
 herauf, wie Glockenläuten. „Das ist schon wie-
 der die Feuerglocke!“ ruft Einer von den Berg-
 leuten und steigt auf eine Anhöf', um zu schauen,
 was es ist. „Herr! Euer Haus steht in lichten
 Flammen!“ ruft er gleich d'rauf von oben herun-

ter. „Das Feuer von heut' Nacht muß nicht recht gelöscht gewesen sein, und da hat's der Wind halt wieder aufgeblasen!“ Das bringt meinen lieben Grubenherrn nun ganz von Sinnen. „Mein Haus! Meine Dukaten! Mein Gold!“ schreit er auf, daß die Berge zittern. „Alles hin?“ lacht er wild auf. „Ei so hol' der Teufel auch mich!“ und rennt in den Stollen hinein. Kaum ist er d'rin, so hören die Bergleut' ein Gepolter, als wenn wieder ein Paar Gänge zusammenstürzen thäten. Und so war es auch. Das Erdreich wälzte sich sogar durch den Eingang heraus und verschüttete die letzte Spur vom Stollen. Seit der Zeit hat's Mancher versucht, den Goldgang wieder aufzudecken, aber Jeder hat noch sein Geld d'ran verloren. Der ganze Strich vom Berge ist wie purer tauber Stein, und was man weiter in ihm findet, ist das, was ich Euch da gezeigt habe.“

Nach dieser für die vaterländischen Finanzzustände wenig erfreulichen Mittheilung erhob sich Mathes von dem Felsstücke, machte den Docht an seiner sowol als meiner Lampe zurecht, der Bergmann griff nach seinem Karren voll Gold=

erde, und nach gewechseltem „Bun lufre“ setzte Jedes seinen Weg fort. —

„Und ist diese graue Erde wenigstens genug reichhaltig?“ wandte ich mich an Mathes, nachdem wir bald an der entgegengesetzten Seite des Berges im Angesichte einer prachtvollen Gebirgslandschaft aus dem Stollen heraus gekommen, und den Weg nach einem neuen eingeschlagen hatten, in welchem auf Kupfer gebaut wird.

„Das ist nicht gleich,“ erklärte Mathes. Der Goldbau ist ein verlockend Teufelspiel, und hat schon mehr Leute an den Bettelstab gebracht, als er reich gemacht hat. Hunderte setzen ihr Geld d'ran und schürfen Jahre lang und finden Nichts, und geben's dann auf, und dann kommt der Hundert und Einste und will auch ein Paar Gulden d'ran versuchen und legt kaum den Spaten an und ist schon auf Erz. Nun glaubt er, daß er eine Ader gefunden, schürft ein Paar Wochen heraus und ist wieder auf Taubem. Es war nur ein versprengtes Stück, was er gefunden, was ihm kaum die Unkosten auszahlt. Nun aber läßt's ihn nicht mehr ruhen, er denkt, eine Ader kann doch nicht weit sein, arbeitet weiter und arbeitet auch sein Bissel

Hab und Gut hinein, bis er's stehen lassen muß und so geht's fort. Reich werden ist schwer. Es muß' denn Einer auf eine Schürfung kommen, wo er aus Einem Centner zwölf, zehn, neun oder wenigstens acht Loth Gold bekommt. Ein Loth gibt fünf Dukaten; da kann der Centner sechzig, fünfzig, vierzig Dukaten geben. Eine solche Schürfung aber gehört zu den Seltenheiten; und findet sie sich, so ist sie doch nur schwach. Meistens geben 1000 Centner drei, vier, fünf bis sechs Loth. Da trägt der Centner bei 1—2 Kreuzer, wovon noch die Unkosten zu bestreiten kommen. Bessere Schürfungen sind, wo 1000 Centner acht bis neun, oder zehn bis zwölf Loth Gold geben und da trägt der Centner ohne Abschlag der Unkosten zwei, drei bis fünf Kreuzer. Wer's nicht im Großen treibt und nicht sehr gute Stollen hat, der mag es lieber ganz sein lassen; doch Gold glänzt und lockt. Besser zahlt sich bei uns der Kupferbau aus.

Ueber diesen montanistischen Aufklärungen waren wir den Berg herabgekommen und hatten nach einem kurzen Wege durch einen Theil des Ortes den Eingang zu dem Josephs = Erbstollen erreicht. Die Wanderung durch diesen Stollen,

dem sich eine zahlreiche Reihe anderer anschließen und der von seinem Eingange an 950 Klafter in gerader Richtung verläuft, ehe er sich in den Berg verzweigt, ist Anfangs viel bequemer als durch die anderen Stollen. Die Wände sind gemauert, die Decke gewölbt, die Schürfungen werden aus den verschiedenen Seitengängen in den Hauptstollen gebracht und aus diesem auf einer Schienenbahn mittelst Pferden herausgeschafft. In seinem weiten Verlaufe jedoch hat man nicht minder mit Wasser und Koth zu ringen als anderswo, und mag es sich noch so poetisch anhören, wenn ein leises Rauschen von Ferne das Hervorrieseln eines unterirdischen Quells ahnen läßt, dessen Wasser eine willkommene Erfrischung verspricht, so ist es doch Nichts weniger als dichterisch, wenn man sich im nächsten Augenblicke, da man doch einmal unmöglich gesonnen ist, für ewige Zeiten, wie einst Jonas im Bauche des Wallfisches, in dem des Berges zu verbleiben, entschließen muß, auf dem eignen Bauche durch ein klasterlanges kothiges Loch zu schlüpfen, in dem man auch bei halbwegs ungünstiger Stimmung der Kobolde stecken bleiben

und von dem Gottseibeins geholt werden kann, ohne je fünfzigtausend Dukaten besessen zu haben. —

Vom Scheitel bis zur Zehe mit den unleugbaren Beweisen meiner unterirdischen Wanderung bedeckt, ein leibhaftes Abbild Adams in dem Augenblicke, da er noch ganz Thon und Roth aus Gottes Schöpferhand hervorging, trat ich wieder an's Tageslicht, ein Bewunderung erregendes Schaustück für all' die hübschen Blondinen, die immer noch zwischen den blühenden Blumenstöcken aus den Fenstern hervorlugten, und durch deren schalkhafte Augen ich bis zu Friedrichs Hause ordentlich Gassen lief.

Blondinen unter dem warmen Himmelsstriche des Banats, und viele Blondinen und hübsche! Ich will Alles, was ich über dieses Räthsel der Natur zu erforschen im Stande war, den Lesern auf's Getreulichste mittheilen. Draviza ist, so weit die Forschungen der Geschichte zurückreichen, stets von Walachen, d. h. Rumänen, bewohnt gewesen. Ob auch von ihnen gegründet? Ich habe darüber keinen Aufschluß erlangen können, ebenso wenig als über die Frage, ob auch schon die noch ursprünglichern Einwohner der Dacia ripensis,

wie die Römer das Banat seiner felsigen Ufer wegen nannten, in den Bergen von Draviza nach Gold gruben, oder ob sie dieses einträgliche Geschäft ihren Bestiegern, den Römern, überließen. Nicht minder war ich nicht im Stande zu eruiren, welchen Einfluß auf die physiognomische Entwicklung und Culturgeschichte Draviza's die Hunnen, Gepiden und Longobarden gehabt haben, die nach den Versicherungen der meisten Historiker, wenn sie je wieder in's Banat kämen, allerdings einige begründete Ansprüche auf Anerkennung ihrer Nationalität erheben könnten. Ob sich vielleicht die ersten Häuser von Draviza erst damals aus der Bergschlucht erhoben, als die Avaren, oder später die Serben, oder endlich im neunten Jahrhundert die Magyaren, und zwar die Letztern vom Ural, herabstiegen, um sich in den weizenreichen Ebenen heimisch zu machen, ist für mich ebenfalls in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben. So viel jedoch ward mir offenbar, daß es von jeher ein vielbeliebtes Pilgerziel deutscher, meist tyrolischer Bergleute — auch Mathes stammte aus Tyrol — gewesen, und daß seit mehr als einem Jahrhundert ein ganz respectables Colonielein

deutscher Beamter mittelst allerhöchster Ernennungen und Verordnungen dahin verpflanzt worden, und daß somit in den gottgefälligen, nicht allein auf die Erzberge des Herrn beschränkten Bestrebungen dieser frommen deutschen Ansiedler der Grund der so außerordentlichen Verbreitung des deutschen blonden Haares, deutscher blauer Augen und deutscher Physiognomien selbst unter den walachischen Ureinwohnern zu suchen sei. Aber auch Ton, Sprache und Gemüthsleben sind in Draviza vorherrschend deutsch, wenn auch die Urbevölkerung eine rumänische ist. Man begegnet sich und grüßt sich deutsch, wenn man nämlich dem Bereiche der „honoratioren“ Klasse angehört. Man spricht in allen Häusern und bei allen Besuchen deutsch, man liest deutsche Zeitungen, dann deutsche Literatur, z. B. „den ewigen Juden“ und „Paul de Koc's humoristische Romane.“ Muß das nicht als der geistige Sieg des deutschen Elementes angesehen werden? Kurz, Draviza war zwar ursprünglich keins, ist aber nun ein deutsches Bergstädtchen, hat sein Theater aufzuweisen, seine böhmischen Musikanten, sein gutes Bier, seinen Gesangverein, und hat sogar eine Zeit gehabt,

wo neben einem berühmten deutschen Botaniker noch zwei deutsche Poeten darin lebten. Der Deutsche Botaniker war Montanchirurg des Ortes und trug wahrscheinlich durch den Zufall der Geburt den polnischen Namen Bierzbicki, der auch zur Verewigung seines Andenkens mit dem classischen Endlaut — — ana auf eine Pflanze überging. Er starb im Jahre 1847. Sein reichhaltiges Herbar, das einzige der Flora Dacoromaniens, seine fleißigen Zeichnungen und Manuscripte werden durch das Schicksal, dem sie entgegensehen, es bethätigen, daß er ein Deutscher war. Sie werden ohne Zweifel zu Grunde gehen. Einer der Poeten hieß Arthur Schott, der, in inniger Beziehung zu einer in der Nachbarschaft begüterten gräflichen Familie stehend, in diesem Städtchen zehn Jahre lang lebte und liebte und einen absonderlichen Socius spielte. Sein Name ist in Aller Mund. Ganz Draviza weiß von dem „Herrn Schott“ zu erzählen, der da mit seinem selbstdressirten Jokoy in einem kleinen Häuschen wohnte, alle Tage auf seinem Pony ausritt, nie ein Halstuch trug, sehr schön sang und Klavier spielte, selber componirte, walachische Sitten und

Lieder studirte, Verse machte, zu Dilettantentheatern anregte und doch dabei ein Sonderling war. Der andere Poet war Friedrich, der eben, als ich von meiner Grubensfahrt zurückkam, die erste Strophe eines Liedes seines Freundes Schott:

„Vor Belgrad an der Donau
Steht Mann und Roß im heißen Kampf,
Es rollt' und qualmt in Bogen
Der dicke, schwarze Pulverdampf.

Vor Belgrad an der Donau
Da steht ein weißes Roß im Feld,
Der Reiter liegt am Boden,

Das Herz verwund't, das Haupt zerschellt.“ u. s. w.
vor sich hersingend, die hölzerne Treppe herabpolsterte.

„Nach Guruja, Freund!“ war Alles, was mir dieser Dritte der Dravizer Berühmtheiten zurief, da er meiner gewahrte.

Ein vierschrötiger Wagen mit vier walachischen Pferden bespannt stand vor dem Hause. Ich hatte kaum Zeit die bergmännische Hülle gegen meine frühere umzutauschen, und im nächsten Augenblick flog das Gespann durch den langen Ort hin nach dem zwei Stationen entfernten Walachendorfe.

Danater Räuberhistorien. Walachische Hochzeit.

Es hat eine Zeit gegeben, wo auch ich vor Bonne über eine Räuberhistorie außer mir gerathen konnte. Ich mußte täglich meinen Räuberroman haben. Meine gesammten Renten beliefen sich zwar damals auf nicht mehr als einen Silbergrofchen Taschengeld täglich; aber der kannte keine andere Bestimmung, als schnurstracks in die Leihbibliothek zu wandern als Erlösungsgeld für einen Räuber, der in dem Kerker des alten Bücherschranks schmachtete, bis ein gefühlvolles Herz kam, ihn zu befreien. Das muß ich aber dennoch gestehen: Ein Räuber mag allerdings eine sehr anziehende Gesellschaft für zartfühlende Seelen sein, besonders wenn er verliebt und im Grunde eine edle Seele ist, so lange

man hinter'm Ofen sitzt und ihn zahm und unschuldig in Gestalt eines abgegriffenen Leihbibliothekromanes vor sich hat. In Wirklichkeit, so mit Fleisch und Blut und Aug' in Aug' möchte ich ihn keineswegs den poetischen Genüssen des Lebens beizählen. Und muß man schon die ungarischen Räuber als die letzten Mohikaner des so schönen und romantischen, nun aber wie alles Bessere und Edlere fast ganz erloschenen Räuberzeitalters anerkennen, so nehmen sie sich doch jedenfalls viel lebenswürdiger und romantischer in den Gedichten Lenau's und Beck's als auf der öden und verlassenen Pforte aus, wenn sie so im schönsten Mondschein, fünf, sechs Mann stark, hoch zu Roß und mit Säbeln, Lanzen, Gewehren und Fangstricken bewaffnet, aus dem Schatten eines Busches, oder aus dem hohen Kukuruz, oder aus einer Vertiefung des Bodens hervorspringen. Der Kutscher merkt was von Ferne im Mondenschein funkeln. Sind es die Zweige des Weidenbusches, die sich dort im Windzug bewegen, oder sind es dunkle unerkennbare Männergestalten? Die Luft ist still. „Betjaren!“ ruft er, und schwingt die Peitsche hoch in die

Lüfte. Aus Leibeskräften schlägt er auf die dürr-
 en, halb-müden Pferde ein. Die springen auf, als
 ahnten sie, was vorgehe, und jagen mit letzter
 Kraftanstrengung über den hallenden Boden hin.
 Die Räder rollen nicht, sie fliegen über Stoc-
 k und Stein, über Gruben und Hügel. Nur Eins
 kann retten: im Dunkeln einer Wolke, die über
 den Mond zieht, verdeckt von einem Gesträuche
 einen andern Weg einschlagen, in ein hohes
 Kufuruzfeld hineinfahren oder im Halbdunkel ver-
 schwinden. Da schallt dumpfer Hufschlag hinter-
 drein, immer näher und näher. Der Ruf:
 „Haho!“ tausendfach wiederholt, schlägt an
 unsre Ohren. „Es ist umsonst!“ ein Augen-
 blick noch, und die Reiter haben den Wagen
 umrungen. Der Eine fällt den Pferden in die
 Zügel, der Zweite haut die Zugseile mit seinem
 Messer entzwei, der Dritte reißt den Kutscher vom
 Bock und die Andern den Reisenden aus dem
 Wagen. — — Ich muß gestehen, daß weder Fried-
 rich noch ich eine besondere Lust verspürten, ein
 dergleichen Betjarenrencontre dem Kreise unserer
 unmittelbaren Erfahrungen einzuverleiben, als das
 Fuhrwerk, das uns nach Gurusja gebracht hatte,

spät am Abend über das öde Haideland hinklepperte, um uns nach Draviza zurückzubringen.

Die Sonne war bereits untergegangen. Nächtlche Wolken erhoben sich über den Gebirgen von Mehadia und den noch ferneren schattenhaft emporragenden Koppen des walachischen Nachbarlandes, und senkten sich allmählig auf die Haide nieder. So weit das Auge reichte: kein Baum, kein Dach, kein sonstiges Zeichen menschlicher Nähe. Wenn schon der alte Ruf von Unsicherheit, in welchem die Gegend von jeher stand, es uns wünschenswerther konnte erscheinen lassen die Nacht im Schutze eines Obdaches als auf der Fahrt durch eine Gegend, die an Punkten, an welche sich die Erinnerungen mancher Räuberhistorien knüpften, eben keinen Mangel litt, so wurde dieser Wunsch durch die Erhöhung der Unsicherheit in der letzten Zeit nur gerechtfertigter. Zudem waren wir noch vor wenigen Stunden Zeugen der unglücklichen Folgen gewesen, die ein dergleichen romantischer Besuch über eine ganze Familie gehäuft.

Vor nicht ganz acht Tagen hatte nämlich ein Haufe solcher poetischer Gesellen den Ent-

schluß gefaßt, den Juden zu Guruja zum Gegenstande eines seiner phantastischen Abenteuer zu machen. Ein Jude! Wo ein Jude ist, muß etwas zu holen sein! Und so kamen ihrer denn eine blank bewaffnete Schaar, man will wissen, daß ihrer an zwanzig gewesen, vor das Haus des Juden, drangen in dasselbe ein, banden den Alten mit Stricken, ließen sich von ihm erst Alles, wovon sie glaubten, daß es besser ihnen angehören möchte als dem Juden, ausliefern und ihn dann mit Wunden und Beulen zur Erinnerung an ihre Anwesenheit bedeckt, liegen. Die erschreckten Angehörigen des Juden hatten den sonderbaren Einfall gehabt, auf die Straße zu rennen und nach Hilfe zu rufen. Das ganze Dorf lief zwar auf ihr Angstgeschrei zusammen und umringte das Haus. Ja es fanden sich sogar einige Männer, welche meinten, man müsse die Leute zu fangen trachten. Da trat einer von den poetischen Abenteurern der Pusta in ihre Mitte und rief: „Ihr werdet doch nicht Eure ehrlichen, christlichen und rechtgläubigen Brüder stören wollen, wenn sie einem Juden ein Paar lumpige Gulden wegnehmen, oder sie gar einer elenden Judenseele

wegen einfangen und an die Gerichte ausliefern wollen? Ihr, Christen und unsere Brüder, uns, ebenfalls Christen und Euerer Brüder?“ Das Argument war gründlich genug, um ein ganzes Dorf ruhig zusehen zu machen, wie die Räuber mit Sack und Pack abzogen und eine zu Bettlern gewordene Familie ihnen händeringend nachjammerte. Der alte Jude war's gewesen, an dessen Wundenlager ich mit Friedrich gestanden war. Wir hatten ihn sterbend verlassen — vielleicht war er in dem Augenblicke, als wir in die dämmernde Nacht hineinfahrend seiner gedachten, schon todt.

„Weißt Du was,“ sprach Friedrich, „wir bleiben im nächsten Orte über Nacht. Der Stublrichter dort ist eine junge Fidelität, macht sich daraus eine Ehre, guten Wein zu haben; seine Tante bäckt die besten Backhühner im Banat, und ich halte es für verdienstlicher, dem jungen Manne Gelegenheit zu verschaffen, daß er seine guten Eigenschaften zur Anerkennung bringe, als sich in die pechschwarze Betjarennacht hineinzutummeln.“

Ich halte es für überflüssig, die Leser zu ver-

sichern, daß ich gegen diesen vernünftigen Vorschlag durchaus nichts einzuwenden hatte. Vielmehr kam mir die Strecke, die wir noch zurückzulegen hatten, noch viel endloser vor als ein ungarischer Proceß, und ich konnte der Weisheit meines Freundes nicht genug Lob und Preis wissen, als mir einige von Ferne schimmernde Lichtpunkte die Ueberzeugung beibrachten, daß das Dorf nicht mehr ferne sein könne. —

Noch eine kleine Viertelstunde und unser Fuhrwerk polterte über eine kleine Brücke in einen Hof. Bellende Hunde umsprangen das todtmüde Gespann; lärmende Knechte eilten mit Kerzen und Laternen hin und her; eine kleine Generation von Spanferkeln, die sich in der Nähe der Stelle, wo wir Halt gemacht hatten, in eine etwas weichere Partie des Hofes gelagert hatte, scheuchte grunzend auf. Wir waren auf's Freundlichste empfangen.

Fünf Minuten darauf saßen um den schweren Eichentisch der löblichen Stuhlrichterkanzlei vier Menschen, sämmtlich mit dem besten Willen ausgestattet, froher Dinge zu sein. Es waren dies Friedrich, der junge Stuhlrichter, ein junger

Mensch mit dem schönsten schwarzen Barte, der je ein magyarisch Gesicht umwuchert, und ich.

Ein Comitatshusar, der officielle Diener des Stuhlrichters, gewohnt, Alles was er im Dienste seines Herrn that, als amtliche Funktion zu betrachten, hatte sich augenblicklich in seine gelbgeschnurte Amtsjacke geworfen und brachte, den Haselstock, seines Amtes Zeichen, unter'm Arme, Gläser und Wein. Die Tante ließ eine Treibjagd unter dem Hühnervolke anstellen; die Mägde mordeten und buken, und der gute Genius in der Gesellschaft konnte nicht fehlen. —

„Habt Ihr sie schon?“ fragte Friedrich den Stuhlrichter, einen jungen Rumänen aus der magyarischen Schule.

„Ben?“

„Nun, die Räuber von Guruja!“

„Nichts haben wir. Einen Ladstock haben wir von ihnen, und das ist Alles!“ erwiderte der Stuhlrichter.

„Und was macht die Gensd'armerie?“

„Die wird sie einfangen, bis sie kommt.“

„Und was macht das Standrecht?“

„Das wird sie hängen, bis es sie hat.“

„Und die Räuber können einstweilen hingehen, wohin sie wollen?“

„Halt sie auf, wenn Du kannst!“

„Ei, da möcht' ich unter Euch doch lieber ein Räuber sein als ein ehrlicher Mensch!“ rief Friedrich, indem er mit dem Glase so heftig aufschlug, daß sich die Hälfte des köstlichen Inhalts über den Tisch ergoß. „Ein ehrlicher Mensch kann nicht tausend Schritte gehen, ohne in die Gefahr zu kommen, von Räubern angefallen zu werden; ein Räuber kann hingehen, wo er will, und braucht nicht zu fürchten, daß ihn ein ehrlicher Mensch festhält. Die ehrlichen Leute werden todtgeschlagen und die Spizbuben fingen: „Ein freies Leben führen wir!“

„Du darfst nicht vergessen, Freund; wir sind in einer Uebergangsperiode!“ entgegnete der Stuhlrichter.

„Ja, *dominatio vestra*, daß Einem die Augen übergehen!“ schaltete der schwarzbärtige Magyare ein, und leerte sein Glas auf einen Zug.

„Ei was, Du bist ein Malcontenter!“ entgegnete der Stuhlrichter.

„Da soll der Doktor sagen,“ wandte sich der

Magyare gegen Friedrich, „der hat die ganze Zeit bei uns gelebt, ob während der ungarischen Herrschaft nur ein einziger Casus — wie heißt man's — Raubanfall vorgekommen ist.“

„Ich wüßte nicht,“ bemerkte Friedrich. „Dafür aber wurde gehängt und erschossen ad sufficientem quantitatem, wenn auch nicht immer lege artis, um mich im Rezeptstyl auszu-drücken.“

„Rogo, dominatio vestra,“ entgegnete der Magyare, „aber niemals per nefas vel falsum!“

„Nein, nur ad libitum,“ fiel ihm Friedrich in die Rede. „War das z. B. eine Marter, wie sie da ohne alle Frag' und Untersuchung den Subotiger Richter aufhängten! Ein Jammer war's zu sehen! Weil kein studirter Scharfrichter zu haben war, mußte der Schinder d'ran, der vom Henkerhandwerk so viel verstand, wie mancher Jurat vom Recht. Zweimal fiel der arme Teufel vom Baume, so ungeschickt that's der Schinder. Das machte aber den zuschauenden Herren nur Spaß; 's war ja nur ein vad rácz (wilder Serbe), und ich glaube fast, daß es ihnen

leid that, als er zum dritten Male endlich hängen blieb!“

„Ah, *dominatio vestra!*“ rief hierauf der Magyar, indem er sich von Friedrich abwandte, „man hört Ihnen Ihre zwei Farben an! Da ist freilich nichts zu reden — und doch behaupt' ich,“ schlug er auf den Tisch, „daß die Unsicherheit jetzt größer ist, als zur Zeit der ungarischen Regierung und auch als früher!“

„Die Räuber wenigstens merken nichts davon,“ fiel ihm Friedrich lachend in die Rede. „Die fühlen sich sicherer als je. Ein Kirchenraub, wie der neulich zu Bogtschan, hätte glaub' ich selbst zu jener Zeit nicht vorkommen können, als noch die Stuhlrichter mit den Räubern Compagnie machten.“

„Die Stuhlrichter!“ schrie der junge rumänische Träger der gleichnamigen Würde, der eine solche Verletzung des amtlichen Respectes selbst Freunden gegenüber nicht dulden zu müssen glaubte.

„Mäßige Dich!“ lachte Friedrich. „Du kannst unmöglich gemeint sein, denn Du und Deine Stuhlrichterei, Ihr seid beide noch zu jung, um nicht ehrlich zu sein. Wie nennst Du's

aber, wenn in einer Gegend eine Räuberbande jahraus jahrein ihr Unwesen treibt, heute dort zwei Kühe, morgen anderswo drei Pferde aus dem Stalle holt, ein anderes Mal einen Juden ausplündert oder einen Reisenden abklaubt, und wenn der Stuhlrichter nicht im Stande ist, die Räuber auffindig zu machen, während alle Leute mit Händen auf sie zeigen und sie ganz gemächlich und ungestört im Dorfe wohnen? Wie lange ist's denn her, daß der Räuber zum Stuhlrichter kam und zu ihm sagte: „Spectabilis, ich hab' ein gut Geschäft gemacht, hier ist ein Theil davon für Euch.“ Wurde dann Lärm, da ging der Räuber seiner Wege, der Stuhlrichter sandte Hayducken nach allen Weltgegenden aus, fluchte und drohte mit dem Galgen — der Räuber war aber nicht zu finden. Wie lange ist's denn her, daß die Räuber von J . . . einen Mann auf der Bußta nackt auszogen, ihm Ringe, Uhr, Geld abnahmen, und daß der Beraubte, als er zum Stuhlrichter kam, um Hilfe zu suchen, sein Taschentuch auf dem Tische erkannte, in welches die Räuber, die fünf Minuten früher dagewesen waren, dem Spectabilis ihre Erkenntheit einge-

wickelt hatten? Was that der Spectabilis? Anstatt die Räuber aufzusuchen, ließ er den Beraubten niederziehen, und ihm die Taschentucherkenntniß mit fünfundzwanzig Stockstreichen bezahlen. Die Geschichte mit dem Rockschuß, die ist endlich noch jünger als Deine Stuhlrichterschaft. Wie heißt das, wenn der Beraubte in die Stube des Stuhlrichters tritt, ein Stück von einem Rockschuß in der Hand, das ihm während des Ringens mit dem Räuber in der Hand geblieben, und bei dem Stuhlrichter just ein Mann zugegen ist, an dessen Rocke gerade dies Stück Schuß fehlt, und der Beraubte ruft: „Herr, das ist der Räuber, ich habe ihn genau gemerkt, und da ist zum Beweise sein frisch abgerissener Schuß! und wenn der Stuhlrichter den Kläger wegen Beschimpfung eines ehrlichen Mannes einsperren läßt, um unterdessen dem Räuber Zeit zu lassen, das Weite zu suchen? Ist das nicht Compagnie? Ich könnte Dir noch Geschichten von der ungarischen Justizpflege erzählen, daß Du glauben möchtest, ich sei selbst einmal Stuhlrichter gewesen!“

Der Husar trat ein und meldete, daß die Backhühner fertig seien, item, daß ein Wagen mit vier Pferden in den Hof eingefahren sei.

Ihm auf der Ferse folgte die Tante mit der gebackenen Bevölkerung einer ganzen Hühnersteige und ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit einem Gesichte, das von Gesundheit, Bart und Vatermördern strotzte.

„Jó estét!“ donnerte der Mann vor sich hin, indem er die Thüre so weit aufriß, als eben der hinter ihr stehende Kasten gestattete.

Bravo, Herr Sicherheits-Commissär! rief der junge Stuhlrichter dem Eintretenden entgegen.

„Just zur rechten Zeit! — János, frischen Wein!“

„Teufel zur rechten Zeit!“ erwiderte der Sicherheits-Commissär den Gruß, indem er seine Mütze mitten auf den Tisch warf und Platz nahm. „Habt Ihr schon gehört, was in Eislava geschehen?“

„Nun?“ riefen wir Alle einstimmig.

„Die alte, reiche Bäckerin M... ist ausgeraubt worden!“

„Wann denn?“

„Vor ein Paar Stunden.“

„Und die Räuber?“

„Weiß der Teufel, wohin sie sind!“

„Und wie ging das her?“

„Nun, wie ging's her? Gestern schon wollte man die Räuber in Walachisch-Eißlava gesehen haben. Seitdem der Wirth von B... beraubt worden ist, waren sie abwesend gewesen und hatten sich wahrscheinlich in Serbien drüben aufgehalten. Nun kamen sie nach Hause, holten ihre Weiber und Kinder ab, nahmen alle ihre Sachen mit und schafften diese fort, wahrscheinlich auch nach Serbien hinüber. Die Anzeige davon wurde gemacht. Aber wer kann denn auf all' das Rücksicht nehmen, was die Leute reden? Heute früh erscheinen die Räuber wieder und lagern sich vor Deutsch-Eißlava in einem Garten und liegen da bis gegen Abend, ohne daß Jemand Miene macht, sie zu stören. Abends rücken sie, neun Mann stark, mit Flinten bewaffnet, im Dorf ein, besetzen das Haus der Bäckerin, stellen ordentlich Vorposten und Schildwachen aus und lassen sich anderthalb Stunden Zeit, um die alte Frau ja ganz gründlich auszuplündern. Auf den Lärm kommen die Leute aus den Häusern. Die

Räuber aber drohen jeden niederzuschießen, der sich ihnen nähert und fangen wirklich an durch's Dorf auf- und abwärts zu feuern. Darauf kamen die Paar Gränzer herbei, die bei dem ärarischen Kupfermagazin Wacht halten. Aber Einer von ihnen wird von den Räubern verwundet und die Anderen ergreifen die Flucht. Es wird Sturm geläutet; die Räuber lassen sich nicht beirren, vollenden ihre Arbeit, und ziehen in bester Ordnung über's Gebirge davon. Als man mir's mittheilt, ist es schon zu spät, etwas anzufangen. Wahrscheinlich haben die Räuber ihren Weg wieder nach Serbien genommen und sind noch heute Nacht drüben."

„Und wird das kein Ende nehmen?“ fragte Friedrich.

„Man hat uns Gensd'armerie und eine halbe Compagnie Soldaten versprochen,“ meinte der junge Stuhlrichter. „Die werden das Gefindel wol bald zu Paaren treiben!“

„Man hört Dir's, Freund, an, daß Du noch nicht viel erfahren,“ nahm ihm der Sicherheits-Commissär das Wort. „Nicht Gensd'armerie und nicht Soldaten können da helfen! Nicht zersprengte

Honvéds sind an der ungeheuren Unsicherheit Schuld, wie man da in den Zeitungen liest! Die Räuber wohnen mitten in den Dörfern, sind Leute, denen wir täglich begegnen. Schuld an dieser unerhörten Unsicherheit ist einzig und allein die Entwaffnung des Volkes; denn nur dies macht die Räuber so feck. War es sonst, wo jedes Haus seine Waffen, seine Flinten hatte, möglich, daß neun Räuber ein ganzes Dorf in Schrecken setzten? Hundert Mal wären sie zusammen geschossen oder gefangen worden. Es kam aber eine solche Frechheit gar nicht vor. Nun aber wissen die Räuber, daß sich im ganzen Ort, ja im ganzen Land kein Schuß Pulver vorfindet, und da können sie's freilich mit ganzen Dörfern aufnehmen und bei helllichem Tage plündern. Ich habe das neulich dem General M.... bei der Commission in Temeswar auch wirklich gerade herausgesagt. Und was meint Ihr, daß er antwortete? „Das Land ist im Belagerungszustand. Vertheidigt Euch mit Stöcken!“ Herr General, sprach ich, würden Sie Ihre Soldaten mit Stöcken gegen Gewehre commandiren? Der General gerieth darüber in Zorn. Ich sagte noch einmal: So lange nicht

jeder Bauer wieder seine Flinte hat, so lange nicht Jeder zu Haus und auf Reisen sich und sein Eigenthum selbst vertheidigen kann, so lange ist von Sicherheit bei uns keine Rede. Was nützt mir Standrecht, was nützt mir Gensd'armie, wenn ich Nachts mitten auf der Pusta angefallen werde und Nichts haben darf, womit ich mich wehre? — der General aber hob die Commission auf. —“

Nach dieser Kernrede über die Sicherheits- oder eigentlich Unsicherheitsverhältnisse Ungarns fühlte sich der Sicherheits-Commissär so sehr erschöpft, daß er Kräftigung in einem vollen Glase Wein suchen mußte.

Ueber die Fortsetzung dieser Kräftigung und deren Folgen für die Aufgeräumtheit der kleinen Gesellschaft so wie für den logischen Zusammenhang der weiteren Auseinandersetzungen des Sicherheits-Commissärs glaube ich den Lesern nur so viel mittheilen zu müssen, daß die alte Tante im Verlaufe der Stunden zu wiederholten Malen Ursache hatte, uns durch ihre vierschrotige Magd darauf aufmerksam machen zu lassen, wie weit schon die Nacht und endlich wie weit der Morgen vorgerückt sei,

und daß der Sicherheits-Commissär, als er den Hahn krähen hörte, schwor, er habe sein Lebtag den Nachtwächter noch nicht so schön singen hören, und er wolle ihm ein Glas Wein verehren, wenn er die ganze Nacht so fortfahren würde.

Eine Walachische Hochzeit.

Als wir des andern Tages in Draviga einfuhren, war es nicht mehr ferne von Mittag. Musik scholl uns aus dem kleinen Städtchen entgegen.

„Wir kommen zu einer Hochzeit!“ rief Friedrich. „Nun, sage selbst, führe ich nicht hier ein bewegtes Leben? Tod, Raub, Gelage und Hochzeit in der Spanne von vierundzwanzig Stunden! Braucht's mehr?“

In der That kam alsbald ein langer Zug von festlich gepugten Leuten die schmale lange Straße herab, dem man es sogleich ansah, daß er darauf losziele, zwei Menschen aus dem Arkadien der Liebe in das Jammerthal der Ehe zu geleiten. Civilisirte Völker thun dergleichen Calamitäten im Stillen ab. Sie machen kein Aufsehen mit ihrem

unabweislichen Schicksalswechsel. Völker, denen Gott noch das naive Glück der Culturlosigkeit gelassen, jubeln dabei auf, jauchzen und musciren und halten Processionen, um die beiden Opfer nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Alles, was Gebrauch und Sitte ist, concentrirt sich bei ihnen auf die drei inhaltsschwersten Momente des Lebens: Geburt, Heirath und Tod. —

Wir hielten unsere Pferde an, um den Zug an uns vorüberkommen zu lassen.

Voran schritten zwei Stadthusaren in vollster Gala, mit Dolman, Kalpak und Säbeltasche, die Jacken an der Brust wie bepanzert mit Schnüren. Die Haselstöcke hoch erhoben, repräsentirten sie die obrigkeitliche Würde, und sorgten nicht nur dafür, daß alle Wagen und Rinder dem Zuge Platz machten, sondern trieben auch das barfüßige und ungeladene Proletariervolk der Kinder und Straßenjungen vor sich her, die dem Zuge in lichten Haufen voranrannten, jetzt wieder stehen blieben und ein Geschrei erhoben, von dem man nicht wußte, ob es Freude verkünden, oder die Amtsgewalt herausfordern sollte, und gleich darauf wieder vor den beiden Haselstöcken Reißaus nah-

men und einen entsetzlichen Staub erregten. Auf die zwei Husaren folgten vier walachische Burschen zu Pferde. Roß und Reiter waren mit künstlichen Blumen auf's satzsamste geschmückt, und die Burschen gewährten einen ganz prächtigen Anblick, wie sie da saßen ohne Sattel und ohne Bügel auf den bäumenden Thieren, die wahrscheinlich, um zur Ausführung einiger Capriolen desto aufgelegter zu sein, eine Handvoll Hafer über's Maß bekommen hatten, in flatternden, weiten Sackhosen, mit schön blau und roth gestickten Hemden, in langen, weißtuchenen mit den schönsten Blumen von bunten Tuchflecken besetzten ärmellosen Jacken, die breitkrämpigen Hüte zur Seite geschoben, und wie sie, der allgemeinen Entwaffnung gleichsam zur Verhöhnung, da sie keine Pistolen hatten, aus denen sie hätten schießen können, nasse Papierpfropfe aus kleinen Knallröhren, wie die Kinder damit spielen, in die Luft schossen. Auf die Reiter folgten die Musikanten, echte braune Zigeuner, zwei Geigen, eine Bratsche und ein „Bassettl,“ die ganz wacker einen feurigen Marsch aufspielten, in welchem das „Bassettl“ zwar seinen aparten Ansichten über die

Harmonie nachzuhängen schien, der aber doch nicht verfehlte über den ganzen Zug eine eigene Art wilder, unbändiger Lustigkeit zu verbreiten. Auf die Musik folgte der Brautführer mit der Braut und der Bräutigam mit der Kranzjungfer in ihre besten Gewänder angethan, und diesen paarweise und in langem Zuge die Hochzeitsgäste, meist Frauen.

An unserm Wagen angelangt machte der Zug Halt. Die Stadthufaren erklärten, daß sie nicht umhin könnten, ihren Respect vor solchen „zwei ehrenwerthen Herren,“ wie wir wären, kundzugeben, und ergossen ihn in einer weitläufigen, von den Zujauchzungen der Gäste unterbrochenen Anrede, deren Alpha und Omega darauf hinausging, daß wir die Feier des großen Augenblicks, der dem Menschen, dessen Gesundheit nicht geschaffen ist ein Weib zu überdauern, nur einmal in seinem Leben zu begehen gegönnt ist, durch unsere Gegenwart verherrlichen sollen, und zwischen dessen von Ehrfurcht und Uneigennützigkeit überströmenden Zeilen die unzweideutige Sehnsucht nach einer klingenden Anerkennung dieser Ehrenbezeugung zu lesen war. Die Zigeuner „tuschten“

auf, die vier Reiter knallten einige Papierpfropfe in die Luft und wir stiegen ab um dem Zuge in die nahe Kirche zu folgen.

Hatten die Männer im Zuge gefehlt, so waren sie dafür in der Kirche versammelt, voran die Aeltesten der Gemeinde, grauhaarige Balachen mit schneeweißen Schnurrbärten und zinnernen Sammelstellern.

Vor der Kirchthüre angelangt, verstummte die Musik. Die Hochzeitsgäste reiheten sich im Halbfreife um ein kleines, rundes, mit einem Teppiche bedecktes Tischchen, das in der Mitte der Kirche vor dem Ikonostas aufgestellt war und das zum Traualtar dienen sollte. Ein einfaches Kreuz aus Ebenholz und zu dessen beiden Seiten zwei künstliche Blumenstöcke und zwei mit künstlichen Rosen gezierte Kerzen bildeten den gesammten Altarapparat. Vor dem Kreuze lag ein abgenutztes Evangelium, und zu dessen beiden Seiten zwei, aus einem Paar dünnen, mit rothen und grünen Bändern umwundenen, und von desgleichen Bögen überspannten Reifchen, geformte Kronen.

Sogleich nach dem Eintreten traten Bräutigam und Braut, die, nebenbei gesagt, in durchaus

seinem günstigen Altersverhältnisse zu einander standen, vor das Ikonostas um ihr Gebet zu verrichten.

Die Heirath zwischen jungen Burschen und viel älteren Mädchen ist eine in den Lebensverhältnissen des Volkes gegründete Unsitte. Jeder Hauswirth sucht die Arbeitskräfte seines Hauses möglichst zu vermehren. Es ist deshalb eine seiner Hauptorgen, seinem Sohn sobald als möglich ein Weib zu verschaffen und dadurch ein Paar Hände mehr für seine Wirthschaft zu gewinnen, so wie Jeder seine Tochter so spät als möglich ausheirathet um sie möglichst lange im eigenen Hause zu verwenden. Vielleicht mag diese Unnatürlichkeit nicht ohne Einfluß auf die minder günstigen Populationsverhältnisse des Landes geblieben sein.

Nach dem Gebete trat aus dem Ikonostas der Parintje hervor, wie die Rumänen vom römischen parens ihren Popen nennen, und reichte jedem der Brautleute eine Kerze, worauf er sie an das runde Tischchen geleitete. Hier übergaben die Brautleute die Kerzen dem Brautführer und der Brautführerin. Der Parintje verrichtet ein

langes Gebet, bindet dann nicht wie es sonst üblich, Rechte in Rechte, sondern beide Hände der Brautleute mittelst eines weißen Tuches fest in einander, verrichtet wieder ein Gebet, und nun tritt ein zweiter Parintje hervor, faltet einen Kleiderstoff aus einander, den der Bräutigam der Braut zum Geschenke macht, und wickelt ihn, mag er noch so viele Ellen lang sein, dem neuvermählten Paare gemeinschaftlich um die Köpfe, so daß diese wirklich nun mit Leib und Seele unzertrennlich an einander gebunden sind, und, wie es in der Liebe eigentlich sein soll, wirklich Nichts von alle dem sehen, was rings um sie ist, um sie vorgeht. Hierauf setzt noch der einsegnende Parintje jedem von ihnen eine der Kronen auf das kleiderstoffbedeckte Haupt, und nun befindet sich das Paar in der gehörigen Verfassung, in welcher es eine lange Reihe von Gebeten und Gesängen über sich ergehen zu lassen hat.

Nachdem es eingesegnet ist, werden ihm die Kronen abgenommen, desgleichen die Einwicklung und der Händeverband, und schweißtriefend darf der junge Mann nun seine alte Frau küssen, um ein schweißtriefendes Leben anzutreten. Noch halten

ihm die Aeltesten der Gemeinde die zinnernen Teller entgegen, um eine kleine Gabe für die Kirche zu erhalten. Die beiden Parintje's nehmen den baaren Dank für die Bemühungen das Paar glücklich zu machen von den Brautgeleitern an, und nun setzt sich der Zug unter dem humoristischen Raisonnement des „Bassettls“ wieder in Bewegung, nur daß jetzt die neuen Ehehälften nicht mehr gesondert, sondern Hand in Hand mit einander voranschreiten. —

Auf dem Plage vor der Kirche hat sich unterdessen ein Haufen junger Leute versammelt, schmucke, bartlose Burschen, in den schönsten weißen Hosen und mit weitflatternden Hemdärmeln, rothwangige Mädchen mit dem schönsten schwarzen Haar und mit den schönsten Kotrinje's und Gizelje's um den üppigen Leib. Ich sprach von rothen Wangen, bin jedoch dem Leser allsogleich die Aufklärung schuldig, daß hiemit nur mit rother Schminke überladene gemeint sein wollen. Die walachischen Mädchen sind schön; man findet unter ihnen sogar ausgezeichnete Schönheiten. In ihren Formen, in der schönen, niedrigen Stirne, in den scharfgezogenen Augenbraunen, in den schwarzen,

flammenden Augen, in der edel gebogenen Nase, in dem schwellenden Munde, im ganzen Oval des Kopfes lebt noch etwas vom alten römischen Typus. Hiemit jedoch noch nicht zufrieden, glauben sie der Natur durch einen Tiegel rother Schminke nachhelfen zu müssen, und thun dies oft wirklich noch über's Uebermaß hinaus. Die walachischen, oder um sie mit dem neuen österreichisch-staatsbürgerlichen Namen zu nennen, die rumänischen Mädchen wissen, daß sie wunderschönes schwarzes Haar haben, und verstehen sich vortrefflich darauf, es in ganz nette und zierliche Flechten zu legen. Man kann an ihnen oft äußerst geschmackvolle Kopfspuze bemerken. Es versteht sich, daß künstliche Blumen dabei eine Hauptrolle spielen, so wie sie überhaupt einen der gebräuchtesten Luxusartikel unter den Abkömmlingen der Dazier abgeben. Die Rumäninnen wissen auch, daß sie von Natur in Bezug auf ihre Formen durchaus nicht stiefmütterlich behandelt wurden, und thun Nichts, was dieselben irgendwie verbollwerken oder verballhornen könnte. Vielmehr sind sie in ihrem ganzen Anzuge der möglichsten Einfachheit beflissen. Das Hauptstück ihres Anzuges

ist ein Kleid aus weißem Linnen, um den Hals, jedoch nicht allzuhoch und allzufest, durch ein farbiges Band zusammengezogen, mit weiten, offenen, an den Säumen oft sehr hübsch gestickten Aermeln, und nicht bis ganz an die Knöchel reichend. Die Kotrinje, eine Vorderschürze aus einem etwa eine halbe Elle breiten und eben so langen Stücke bunten und mit Glittern benähten Stoffes, von dem die meist rothen Franssen bis zur Erde herabhängen, und die Gizelje, eine gleichbeschaffene Rückschürze, dürfen nicht fehlen. Diese beiden Schürzen sind der Gegenstand des Puzes und der Eitelkeit bei den rumänischen Mädchen sowol als Weibern. So einfach sie in der Form sind, so viel Geschmack und Geld wird oft aufgewendet, um ja eine recht schöne Kotrinje und eine noch schönere Gizelje zu haben. Man sinnt auf die Wahl, auf die Zusammenstellung der Farben, auf die Verzierung durch schillernden Flitter, durch schmale Gold- und Silberbörtchen, man befließt sich eines eigenen, etwas tanzenden Ganzes, um namentlich den langen Franssen der Gizelje beim Gehen eine gewisse hin- und herschwankende Be-

wegung mitzutheilen, die man sehr hübsch findet. Eine Schnur Korallen, Glasperlen, oder bei Reichern von Silbermünzen um den Hals vollenden den ganzen Festanzug, wenn nicht ein kühles Wetter das Anlegen einer Ueberjacke aus weißem, buntbesetztem Tuche gebietet, die ganz die Form jener der Männer hat, nur daß sie etwas weiter und länger ist. —

Die Musik hat die neuen Eheleute nach Hause begleitet und kehrt nun zurück, um zum „Schock“ (von *jocus*, italienisch *gioco*) aufzuspielen. Die Zigeuner nehmen ihren Platz unter einem Baume, das „Bassettl“ beginnt die jungen Beine durch die lustigsten Tonsprünge zum Tanzen herauszufordern, die Fidel jauchzt darein, und zwei Burschen legen einer dem andern einen Arm auf die Schulter und beginnen mit kleinen Schritten im Takte den Boden zu stampfen. Eine Weile darauf tritt ein Mädchen hinzu und die beiden Burschen nehmen sie zwischen sich und der Tanz geht weiter. Allmählig kommen neue Burschen herbei und nehmen je ein Mädchen zwischen sich auf, und nach einer Weile ist der Kreis geschlossen, und der

„Schoß“ trappelt ringsherum, bald nach der einen, bald nach der Richtung hin, bald sanft, bald wild.

Schleicht die Weise
 Leise, leise:
 Sittsam, schweigend,
 Köpfe neigend
 Wollen im Reigen
 Die Tänzer sich zeigen.
 Jauchzt die Fidel,
 Jubelt das Liedel:
 Fest im Schritte,
 Um die Mitte
 Halten die Jungen
 Die Mäd'el umschlungen.
 In einander gegittert
 Fliegt's um die Wette,
 Der Boden erzittert
 Vom Tritte der Kette,
 Die Gewänder fliegen,
 Die Lippen fliegen —
 Und selbst die Fransen
 Der Bizelje tanzen!

Und als ob es kein Ende nehmen wollte,
 jauchzt es von den Fideln:

Musical score for five staves of music in 2/4 time. The first staff starts with a treble clef and a 2/4 time signature. The music consists of eighth and sixteenth notes. The second and third staves end with a "7" and a repeat sign. The fourth and fifth staves end with a double bar line and repeat sign. The word "Fine." is written at the end of the third staff, and "Da Capo." is written at the end of the fifth staff.

Musik ist da, der Tanz erhitzt, — ein Schluß
 Rakia darf nicht fehlen. Das „Bassettl“ ver-
 stummt, denn auch der Zigeuner fühlt das Be-
 dürfniß nach Erfrischung seiner Lebensgeister,
 und ein Bursche geht mit einem Glase und
 mit einer Flasche voll des geistigen Getränkes von
 Bursche zu Bursche, von Mädchen zu Mädchen
 herum, und die schönsten Lippen wie die un-
 schönsten, ob geküßt ob nicht geküßt, müssen
 vom Zutrunke wenigstens nippen. — Wieder be-
 ginnt die Fidel ihren schnellen Takt, wieder sam-
 melt sich der „Schock“ allmählig bis er zum wei-
 ten Kreise herangewachsen. Die Hitze des Mit-

tags lockt wol die schweren Schweißtropfen auf die Stirne; darum kummert sich aber Niemand. Jung Blut liebt Tanz und Kuß, gleichviel ob es in den Adern eines Riesländers oder eines Balachen fließt, denn:

Heute noch frei
 Heißa, juchei!
 Morgen — selband
 Den Spaten zur Hand!

Was ist's doch für ein Glück um die Freude, und es wäre nicht der schlimmste Egoismus, wenn man wünschte, „daß sie ewig grünen bliebe!“

Wir sahen ihr noch lange zu, und verließen erst den Platz vor der Kirche, als einer der Stadthufaren die verehrten Hochzeitsgäste daran erinnerte, daß im Hochzeitshause ihrer ein stärkender Imbiß harre.

Kloster Kovil.

Die Strecke der Donau von Drfowa abwärts und aufwärts ist unstreitig neben jener, welche dieser Strom durch die beiden Länder ob und unter der Enns durchschneidet, die prachtvollste seines ganzen Verlaufes durch die österreichische Monarchie. Rechts und links erheben sich steile, bald fahl hinanstrebende, bald waldgekrönte Felsen in wilder Gruppierung, und dämmen den sonst so breiten Strom stellenweise so sehr ein, daß man von Ferne glaubt, es werde dem Dampfer kaum möglich sein, durch die Engpässe durchzuschiffen. An anderen Stellen glaubt man sich plötzlich mitten auf einem rings von fahlen Felsen umschlossenen Gebirgssee zu sehen, und weiß kaum, wie der brodelnde Dampfer hier einen Ausweg finden soll.

Nur der Weinstock und die lebendige Staffage fehlen, um diese Donaupartie mit den so viel gerühmten Rheingegenden um den Vorzug streiten zu lassen. Die Stromaufwärtsfahrt geht, wie begreiflich, um Vieles langsamer von Statten, als die Fahrt stromabwärts, und so kam es denn, daß ich erst nach zweitägiger Fahrt wieder in Carlowitz ans Land treten konnte, um von hier aus den beabsichtigten Ausflug nach dem Schauplatze des serbisch-ungarischen Kampfes: nach dem Tschakisten-districte und nach der Bačka, zu unternehmen. —

Es war spät am Abend. Mit dem nächsten Morgen wollte ich meine Wanderung antreten, und noch war es mir nicht gelungen, einen ebensowol des Landes, als der jüngsten Geschichte kundigen Führer zu finden. Da klopfte mir Jemand, als ich eben meinem Quartiere zuing um nöthigenfalls auch die Wanderung allein anzutreten, auf die Schulter.

„Sie wollen die Schlachtfelder der Bačka bereisen?“ fragte ein junger Mann in Offiziersuniform, den ich in der letzten Zeit in Wien gesehen zu haben mich bald erinnerte. „Ich habe denselben Weg vor. Darf ich Ihnen mit meiner

Kenntniß des Landes und der Geschichte dienen? Ich heiße . . .“ — Der Offizier nannte einen Namen, den die Geschichte der letzten serbischen Erhebung vielfach als mit den Ereignissen innig verbunden erscheinen läßt. „Ich heiße . . ., bin ein Sohn des Landes und kann es mir nicht ver- sagen, die Stellen, an denen ich selbst so man- chen heißen Kampstag durchgemacht, wenn auch noch kaum ein Jahr verflossen seit ich von ihnen geschieden, wiederzusehen.“

— Meine Leser werden nicht zweifeln, daß ich den eben so zuvorkommenden als unerwarteten Antrag auf's Dankbarste annahm, und daß ich am nächsten Morgen noch vor der bestimmten Stunde vor dem kleinen Hause in der gen Peter- wardein führenden Straße erschien, in welchem der Offizier seine Wohnung genommen hatte. Zwei Pferde standen bereit. Der Offizier war reisefertig, und nach wenigen Minuten ritten wir vor der Residenz des Patriarchen vorbei und hinaus gegen das Ufer der Donau, wo unser ein Kahn harrte, um uns an das jenseitige Ufer, das bereits dem Tschakistenbezirke angehört, über- zusetzen.

Viel zu früh für die Richtung, welche die Mittheilbarkeit meines Begleiters, der über dem Schwerte, das er trug, den Bürger in sich nicht vergessen zu haben schien, genommen, hatten wir die Stelle des Ufers erreicht, an welcher uns das gestern bestellte Fahrzeug erwartete. Ich mußte es einem günstigeren Momente anheimstellen, mich noch einen und den andern Blick in die Stimmungen der Vergangenheit und Gegenwart thun, mich Streiflichter zur richtigen Beurtheilung des Geschehenen und des Möglichen sammeln zu lassen.

Vor der Hand bestiegen wir das Fahrzeug, das nach der Versicherung der beiden stämmigen Tschalkisten zur Zeit des Krieges gar manchmal dem Sveti patriar und dem Gospodin Gioka gedient habe, und nach wenigen Minuten setzten die braunen Schiffsleute mit ihren nervigen Armen das Ruder in Bewegung. —

Der Offizier sah stumm vor sich hinaus über die sanftgekräuselte Wasserfläche. Eine lange Reihe der lebhaftesten Erinnerungen schien durch seine Seele zu ziehen. Die Schiffer aber begannen zum Takte des Ruderschlages ein Lied zu singen,

das hatte eine traurige, wehklagende Weise, ohne Harmonie und ohne in's Gehör fallende Tonfolge, aber voll Schmerz und Herzleid. Es war ein naricanje, eine Todtenklage, wie sie die Südflaven über ihren Leichen zu singen pflegen, und klang etwa also:

„Guten Morgen, heut' für immer!
 Sag', was mochtest Du wol denken,
 Daß du also bist geschieden
 Von der lieben, schönen Erde?
 Hat die Sehnsucht Dich ergriffen
 Nach den lieben Anverwandten,
 Nach den vielverständ'gen Vätern,
 Nach den vielgeliebten Brüdern,
 Nach den lieben, edlen Schwestern,
 Die vor Dir die Welt verlassen?
 Wohlgethan, o junger Krieger,
 Wohlgethan und wohlbeschlossen
 Hast Du, wenn Du gingst zu ihnen.
 Doch in Einem hast gefehlt Du!
 Hast verursacht großes Elend,
 Hast zurückgelassen rathlos
 Deine and'ren Angehör'gen.
 Wo soll hin sich Deine Mutter,
 Wo die Schwester hin sich wenden
 Um den Leichnam Dir zu schmücken,
 Todtenlieder Dir zu singen?

Ferne im Magyarenlande
 Weilen sie, zwei Kufukweibchen,
 Weilen in den weißen Höfen,
 Schau'n heraus zur Heeresstraße,
 Wo die Honvéd ziehn nach Hause
 Nach verlor'nen hundert Schlachten,
 Nach verlor'nem Land und Reiche,
 Und sie fragen, wo Du bliebest,
 Harren Dein mit gutem Mahle,
 Dich zu laben nach dem Kampfe.
 Aber Du, Du kehrest nicht wieder,
 Liegst begraben tief im Grunde,
 In der Donau kühlen Wässern,
 Und der Rahn von Deinen Feinden
 Gleitet über Dein Gebeine,
 Und die Schiffer, die d'rin sitzen,
 Statt der Mutter, statt der Schwester,
 Singen sie Dir Todtenlieder —
 Guten Morgen, heut' für immer!"

„Wen beklagt Ihr, wackere Tschaikaschen?“
 fragte der Offizier einen der beiden Schiffsteute.

„Seht Ihr, Herr, dort den Menschenkopf im
 Wasser?“ erwiderte der Gefragte, indem er mit dem
 Ruder nach einer Stelle hinwies, an welcher etwas
 Weißes aus dem Wasser hervorzuschimmern schien.

„Das ist ein magyarischer Offizier, ein junges Mut-
 tersöhnlein, ein feines Herrlein, das sich im vorigen

Sommer bedeckt von Wunden bis hieher schleppte. Ein mitleidig Serbenweib nahm ihn auf in ihr Haus und pflegte ihn wie ihr eigen Kind und wandte Alles an, ihn am Leben zu erhalten. Es wollte aber nichts nützen und nach drei Tagen war er todt. Da begruben wir die arme Kufaviza auf der Wiese nächst dem Donauufer. Im heurigen Frühjahre nun hat das Wasser die Wiese überschwemmt und nicht wieder verlassen. Und so ist nun der arme Magyare aus seinem trockenen Grabe herausgewühlt worden und zu einem nassen gekommen und weiß nicht wie. Wir aber singen ihm immer ein naricanje so oft wir des Weges kommen, weil ihm ja weder seine Mutter, noch seine Schwester Eins singen kann, denn die wissen gewiß nicht, daß er bei Carlowitz im Wasser liegt und im Schlamme!"

In der That waren nicht fern vom Ufer in dem seichten Grunde des Stromes die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen. Vom Kopfe war nur noch das Schädelgerüste vorhanden, mit den dürren Armen spielte die Flut, und obenauf im Sonnenscheine schwammen die zerfetzten Reste eines grauen Soldatenmantels.

So wenig ungewohnt dem Offizier der Anblick eines todten Kriegers sein konnte, so tief schien ihn doch der Anblick dieser verlorenen, ausgespülten, zerfluteten und zerfaserten Trümmer eines verschollenen Daseins zu erfassen. Schweigend und unverwandten Blickes sah er nach der unheimlichen Stelle des Stromes hin, bis sie uns aus dem Gesichtskreise entschwunden.

„Wer weiß, was an dem unterging,“ nahm er dann das Wort. „Lohnte es sich auch, daß die Fackel seiner Begeisterung emporloderte, um — in einem Sumpfe zu verlöschen?“

Was ist Ruh' und was ist Streben?

Was ist Kampf und was ist Friede?

Was ist Tod und was ist Leben?

Was Beginn, was End' vom Liede?

Jedes Stäubchen von der Stelle,

Ueber die Dein Fuß hinschreitet,

Jeder Tropfen von der Welle,

Ueber die Dein Schiff hingleitet! — —

Sehen Sie, das ist mein naricanje, das ich dem armen Teufel nachsagen muß, so gut, wie es eben ein Soldat kann!“ —

Das rechte Ufer der Donau, von dem wir uns nun immer mehr entfernten, ist hier noch ziemlich

bergig; doch scheint der Strom immer mehr Platz greifen zu wollen. Wenigstens rollt das Erdreich an vielen Stellen von den Bergen herab, als wollte es die Ausbreitung des Stromes begünstigen, und bald dürfte dieses Ufer auch hier das Ansehen abgebrochener Berge haben, wie fast im ganzen Verlaufe der Donau durch das mittlere Ungarn. Ein Haus, das noch vor wenigen Jahren ziemlich weit vom Ufer entfernt lag, war bereits von den Fluten umspült. Das linke Ufer hingegen, dem wir zuruderten, liegt flach und von Weidenbüschen bewachsen. Es bildet die Südgränze des Tschaidistriktes.

Nach einer etwa halbstündigen Abwärtsfahrt erblickten wir die Zinnen des Klosters Kovil, des Zieles unserer Stromfahrt. Eines der melancholischsten Strombilder entfaltete sich vor unsern Augen. Von Pappeln und Weidenbüschen umschattet tauchen hart am Ufer die Ruinen des serbischen Klosters empor und spiegeln sich in der glatten Wasserfläche, die hier ruhig und klar liegt wie ein schweigender See. Rechts und links verlieren sich Baum und Strauch in die trostlose Eintönigkeit unendlicher Strecken von Schilfrohr.

Im Hintergrunde kein Hügel, keine Baldhöhe; nur der endlose, weite Himmel, der sich eben so trostlos über die dreizehn Ortschaften des armen, sumpfigen Tschakistenlandes hindehnt. Dies das Bild des Klosters Kobil, das wie eine Dichtung stiller Stromeinsamkeit mitten aus den Fluthen emporzusteigen scheint, und dessen Ruhe nur der Storch oder die wilde Ente stört, die dort, aufgeschreckt durch einen Windzug, aus den Sümpfen oder dem Schilf emporsteigen.

Eine reiche Wasservegetation überdeckt, je näher dem Kloster, desto dichter mit ihren grünen Fäden und Blättchen die Fluten. Langsam konnte nur unser Kahn durch sie dem Ufer entgegengleiten, hier einem kleinen Schilfgesträuch, dort dem Riele eines versunkenen oder während des letzten Kampfes in den Grund gebohrten Bootes ausweichend. Im Schatten eines Weidengebüsches legten wir an und stiegen an's Land. Keine lebendige Seele belebte die stille Einsamkeit der Klosterruhe. Kein Lusthauch zog durch die Gebüsch. Reglos lagen die Schatten auf dem sandigen Boden. Wir banden unsere Pferde an einen Baum und traten ein. —

Kloster Kovil ist eine der ältesten Stiftungen der frommen Häupter des einstmaligen serbischen Großreiches. Sein Alter und seine Lage beweisen eben so, wie die zahlreichen serbischen Klöster Syrmiens, daß Serben seit uralten Zeiten an den linken Ufern der Save und Donau gelebt, und daß sie ihre Wohnstzge in diesen Gegenden nicht erst der Gastfreundschaft Ungarns verdanken. Wie alle anderen serbischen Klöster, die oft kaum aus mehr als einem ebenerdigen Hause mit einem umzäunten Hofraume bestehen, unterscheidet sich auch dieses, einst eines der schönsten unter den genannten Klöstern, auf den ersten Blick von den katholischen durch den Abgang all' jener überschwenglichen Pracht, die nur das Ergebnis einer tief greifenden Herrschaft der Kirche über alle Klassen der Gesellschaft sein kann, wie dies eben bei der katholischen der Fall ist. Was da ist, das ist nur das verfallende Vermächtniß hingegangener Tage der Macht. Die Gegenwart erhält sich kümmerlich vom guten Willen der Kirchenangehörigen. Von den Hallen, von den Gärten, von den Refectorien, welche katholische Klöster zu so angenehmen und lebensfrohen Aufenthalten

machen, findet sich hier keine Spur. Auch Kloster Kovil besteht aus einem einzigen Hause, dessen oberes Stockwerk die Wohnung des Archimandriten enthielt, ehe die Beckfränze Perczels das Dach in Flammen setzten, und in dessen unterem Geschoße sich die Zellen der Kaludjeren (Mönche) befanden. Nun ist dies Haus Ruine und nur sechs Kaludjeren und die armselige Familie des Klosterdieners finden darin ein kümmerliches Obdach.

Das Leben der Kaludjeren, Klostergeistlichen, ist ein ziemlich eintöniges und einsames. Ihre Beschäftigung theilt sich in Beten, Studiren und Oekonomie. Mönch kann Jedermann und zu jeder Zeit werden; nur muß er entweder ledig sein oder doch Wittwer. Aus ihrer Mitte gehen die Archimandriten (Klostervorsteher), Bischöfe und Erzbischöfe hervor, Würden, zu denen ein Popen nie gelangen kann. Während den Popen, Weltgeistlichen, gestattet ist, ein Weib zu nehmen — jedoch nur Eines, verwittwet dürfen sie nicht wieder heirathen — geloben die Kaludjeren von Stunde ihres Eintrittes in's Kloster Ehelosigkeit. Dagegen steht den Popen Nichts im Wege, daß

sie nach dem Tode ihrer Frauen ins Kloster gehn und Mönche werden, wo ihnen sodann, eben so wie den anderen Mönchen, der Weg zu allen höheren Kirchenwürden offensteht. In ihrer Tracht unterscheiden sich die Kaludjeren von den Popen dadurch, daß jene schwarze, diese blaue Kutten tragen. —

In der Mitte des von hohen Mauern umschlossenen und von hohem Grase überwachsenen Hofraumes erheben sich die beiden Koviler Kirchen, die eine von uralter, die andere von neuerer Bauart, beide nunmehr Ruinen.

Wir hatten bereits eine gute Weile den Klosterhof nach allen Richtungen durchschritten, ohne daß eine menschliche Seele unser, noch wir einer solchen gewahr worden wären, als sich endlich ein äußerst dürftig gekleidetes Weib an einer der Thüren erblicken ließ, die zu den Zellen der Mönche führen.

„Was sucht Ihr Herren im Kloster?“ rief uns das Weib an, das sich zugleich als die Ehehälfte des Klosterdieners zu erkennen gab.

„Einen der Kaludjeren!“ antwortete der Offizier.

„Es ist Niemand von Allen im Hause, als der Kaludjer Vater Rifanor. Dort ist seine Zelle!“

Wir traten in den Laubgang und an die bezeichnete Thüre.

Wer die Zellen der herrlichen Klöster in Böhmen, Oesterreich und Steiermark gesehen, darf den Maßstab derselben nicht an die Zellen des Klosters Kovil oder überhaupt irgend eines serbischen Klosters legen. Während in jenen Pracht und Eleganz, zum mindesten aber die behäbigste Wohnlichkeit herrscht, ist in diesen meist Armuth, ja Dürftigkeit und Entbehrung zu Hause. Wenigstens waren ein Bett, ein Tisch, ein Sessel aus rohem Holze und ein Crucifix aus Messing die gesammten Einrichtungsstücke des kleinen dunklen Raumes, den Kaludjer Rifanor seine Zelle nannte. Der Kaludjer selbst, eine alte Mönchsgestalt, wie man sie nur mehr auf den Bildern von Eremitagen oder auf dem Berge Athos findet, ein kleines, schwächliches, gebücktes Männchen, dem das schneeweiße Haar über den Nacken und der schneeweiße Bart zur Brust herabwallte, saß auf seinem Lager, irgend einen

alten Kirchenfolianten vor sich auf den Knien, in den er sich vertieft zu haben schien.

„Guten Morgen, Vater Nikanor!“ grüßte der Offizier.

„Wie, seid Ihr's?“ rief der Mönch fast erstaunt aus, als er den Eintretenden gewahrte. „Ich dachte Euch längst einem der ungarischen Blutgerichte erlegen, oder irgendwo in unserm Tschakistendistrikte auf einem Schlachtfelde begraben!“

„Ihr seht, ich lebe!“

„Danke dem Himmel, daß ich es mit meinen alten Augen noch sehe! O, wir haben Schreckliches seit dem Tage in unserm Kloster erlebt, da Ihr die Leiche der guten Frau hierher gebracht!“

„Die Ungarn haben sie doch nicht gefunden?“ fragte der Offizier mit fast ängstlicher Hast.

„Ein Wunder hat ihr Grab und das Grab des würdigen Archimandriten Raić, der Zierde dieses Klosters und des serbischen Volkes, vor Entweihung bewahrt!“

„Führt mich hin! Ich muß es selbst sehen! Ich muß mich überzeugen!“

„Sogleich!“ erwiderte der Kaludjer, „nur

gestattet, daß ich mich anleide! O, Ihr werdet eine schreckliche Verwüstung in Kloster und Kirche gewahren!“ fuhr der Mönch fort, indem er seine schwarze Kutte anlegte. „Alle Gräber im Hofe werdet Ihr aufgewühlt finden. Scheu vor Heiligem scheint Perczel nicht gekannt zu haben, als er im April vorigen Jahres nach der verlorenen Schlacht bei Moschorin seinen Rückzug nach Peterwardein über Kovil nahm. Wir waren alle geflüchtet. Das Kloster stand leer. Als wir zurückkehrten, fanden wir nicht nur das Kloster als wüste Brandstätte, sondern auch die Gräber aufgerissen, die Knochen umhergestreut, die halb verwesten Leichen in die Brunnen geworfen und die halbverkohlten Särge an den Stellen wo die Leichenschänder ihre Wachtfeuer gehabt. Wir sammelten die Gebeine und thaten sie in ein Grab.“

„Ihr scheint hier fremd, Herr,“ wandte sich der Kaludjer hierauf an mich, da er uns über den Hof führte und die aufgerissenen Gräber zeigte. „Ihr werdet in manchen der schönen Reden, die im ungarischen Reichstage gehalten wurden, gelesen haben, der magyarischen Nation

sei die große Aufgabe von Gott zugewiesen worden, Cultur und Civilisation nach dem Osten Europa's zu tragen. An den aufgewühlten Gräbern vor Jahrhunderten gestorbener Mönche mögt Ihr nun still stehn und fragen, ob die Wege der Cultur und Civilisation durch die Herzen von Gräbern und über halb vermoderte Särge und Gebeine führen? Vielleicht auch. Die Wege der Borsehung sind dunkel. Warum hätte nicht auch das Licht humaner Bildung, das die Ungarn uns „wilden Raizen“ bringen wollten, seinen Weg durch das Dunkel unserer Gräfte nehmen sollen? Wenn Ihr aber zu den Eueren kommt, dann bitt' ich Euch, erzählt wenigstens, was Ihr gesehen.“

An einem hölzernen Nothgerüste vorbei, an welchem einstweilen die Glocke aufgehängt war, gelangten wir an den Eingang der größeren, neueren, der beiden Kirchen. Die Thüre war aus den Angeln gehoben und in's Feuer geworfen worden. Ein aus der Erde gerissener Grabstein von rothem Marmor vertrat, quer vor den Eingang gelegt, ihre Stelle. Wir mußten ihn übersteigen, um in's Innere der ehemals so pracht-

vollen Kirche zu gelangen. Was war von aller Pracht geblieben? Nichts als das nackte Gemäuer. Schwarze Rauchstreifen zierten die Wände statt der kostbaren Geräthe, und zahllose Spuren von Flintenschüssen zeigten von den Schußübungen, die hier im Vorbeigehn vorgenommen wurden, und bei denen man sich statt einer Scheibe ein Marienbild zum Ziele genommen. Der Boden war allenthalben aufgerissen, das Marmorpflaster ausgehoben und zerschlagen, die unterirdischen Gräfte waren bloßgelegt.

„Wo ist ihr Grab?“ fragte der Offizier ängstlich.

„Dort, Herr, rechts in der Nähe des Einganges, dort ruht Maria Stratimirović, des Serbenführers junge Frau, am 4. August 1848 der furchtbaren Erschütterung erlegen, die die Ereignisse und namentlich der politische Zwiespalt in ihrer Familie — ihr Vater ist nämlich ein eifriger Serbe, und ihr Bruder, Stefan Zako war ein eben so eifriger Magyare — in ihrem Gemüthe hervorbrachten. Sie war es zumeist, nach der die Soldaten Perczels suchten, als sie alle Gräber dieses Klosters öffneten. Doch, wie

ich Euch sagte, ein Wunder hat sie beschützt. Ihr Grab wurde nicht entdeckt. — Dort oben links neben dem dritten Pfeiler liegt der erste serbische Historiograph, der Archimandrit dieses Klosters, Raić. In den geöffneten Grüften ruhten die Tschakistenobersten Stanisavlević und Cernoević.“

Gibt es eine Ironie des Zufalls, so gibt es wol auch einen Ernst desselben. An der Stelle, unter welcher die früh verstorbene Frau beigesetzt war, lag ein kleines eisernes Kreuz, ein Rest der Verwüstung, vielleicht von der Spitze irgend eines Thürmchens hierher vertragen. Der Offizier nahm es auf, drückte es an die Lippen, Thränen traten ihm in's Auge. Maria Strati-mirović mußte ihm werth gewesen sein.

Aus der neuen Kirche begaben wir uns in die alte. Der Eingang in dieselbe ist niedrig, halbversunken und führt durch tiefe, dunkle, mit Schutt erfüllte Räume; Vorhallen und Thürm-kammern, die aus verschiedenen Zeiten stammen. Das Innere der Kirche mag für Forscher slavis-chen Alterthumes manches Interesse haben. Sie umfaßt, wie alle serbischen Kirchen, zwei Abthei-

lungen, deren vordere für die Gemeinde, deren rückwärtige für den Priester bestimmt ist. Jedoch sind beide Räume nicht sehr groß, die Bauart eine gedrückte. Die Wände sind mit Fresken bedeckt, durchwegs kirchlichen Inhalts. An die Wände des Priesterraumes sind die zwölf Apostel, an die Wände des Schiffes die Conterfei's anderer Kirchenheiligen, sämmtlich in Lebensgröße und in betendem Profile, gemalt. Die griechischen, weiß in schwarz geschriebenen Umschriften neben dem Haupte jedes Einzelnen, die Form der Buchstaben zeugen von dem hohen Alter der Malerei. Man liest hier *Άγιος Νικολαος*, *Άγιος Σαβας*, *Άγιος Νικοδεμος*, während man in neueren Kirchen slavische Umschriften, *Sveti Nicola*, *Sveti Sava* u. s. w. findet. Friesen und Kuppeln sind mit Verzierungen und kirchlichen Darstellungen bedeckt, an denen mehr die Frische der Farben als die Schönheit der Formen zu bewundern ist.

„Auch die Türken haben dies Land mit Feuer und Schwert durchzogen,“ wandte sich der Kaludjer abermals gegen mich. „Auch sie waren in Kovil, und Ihr könnt noch die Andenken ihrer Anwesenheit in verschlungenen Namenszügen mit den

Spitzen ihrer Dolche an die Wand gezeichnet sehen. Auch sie verübten Gräueltthaten, die in tausend Liedern im Munde des serbischen Volkes fortleben. Kirchen und Gräber jedoch waren ihnen heilig. — Noch stehen die Kirchen und Klöster drüben in Syrmien als Zeugen davon. Was die Ungläubigen auf ihren Siegeszügen verschonten, das zu verwüsten blieb den gläubigen Christenschaaren Perczels übrig. Den Ruhm der Achtung vor Gotteshäusern und Menschengräbern sollten die Jünger Mohammeds vor den Jüngern Christi voraushaben!“

Wir verließen die halbverschüttete Serbenkirche. Der Kaludjer begleitete uns bis an die Pforte und wir setzten unsern Weg von der Stätte des Grauens fort, um auf unserer Wanderung über den Kriegsschauplatz noch mancher anderen, furchtbareren zu begegnen; denn nicht leicht hat die neuere Kriegsgeschichte eine solche Masse von Verheerungen aufzuweisen, eine solche Lust am Zerstören, wie der Bürgerkrieg, der noch vor kaum mehr als einem Jahre durch diese Gegenden getost. —

Nicht fern vom Kloster Kovil ist das Tschailisten-

dorf gleichen Namens gelegen. Wir mußten unsern Weg durch dasselbe nehmen. Auch hier hatte Perczel seinen Rückzug von Moschorin durch Einäscherung bezeichnet. Kein einziges Haus, keine einzige Hütte war verschont geblieben. Und doch war das Dorf ganz verlassen gewesen; selbst die Greise hatten sich in die nahen, schilfbewachsenen Sümpfe zurückgezogen, und keine lebende Seele leistete Widerstand.

„Wie geht es Euch, Junaci!“ fragte der Offizier die wenigen Männer, die sich uns genähert hatten, als wir, um unsere Rosse zu tränken, abgestiegen waren.

„Herr, schlechter als schlecht!“ antwortete Einer aus ihrer Mitte, ein alter Mann mit schneeweißen, langen Haaren und schneeweißem Schnurrbart. „Ich habe schon manche harte Zeit erlebt, aber so bitter wie diesmal ging's uns armen Tschaikaschen doch noch nie! Seht Euch um im ganzen Dorfe! Wie voll war's von prächtigen jungen Leuten, als Ihr vor zwei Jahren hier durchkamt, und wie leer ist's nun! Von Fünfen sind Vier todt, und das ist Alles draußen blieben auf den Schlachtfeldern. Das

ganze Dorf ist bloß von Weibern und Kindern bewohnt. Von alten Leuten bin ich der Einzige da. Die anderen sind entweder auch draußen geblieben im Kriege, oder gehängt worden oder verbrannt.“

„Ein fruchtbares Jahr, und es ist Euch geholfen!“ tröstete der Offizier. „Ihr könnt wieder Euere Häuser aufbauen und —“

„Herr, zu einem fruchtbaren Jahre gehören arbeitende Hände, hat immer mein Vater gesagt!“ erwiderte ein Anderer. „Aber woher die nehmen, wenn das Dorf von Männern halb entvölkert ist? Wol müssen die Buben von zehn, zwölf Jahren schon zugreifen. Doch was gibt das aus? Der beste Theil unserer Felder liegt unbebaut!“

„Herr, was wir Tschakisten an Gut und Leben geopfert haben, das hat Niemand anderer in ganz Oesterreich geopfert!“ nahm ein Dritter das Wort. „Unsere dreizehn Dörfer haben mehr Menschenleben verloren, als manches Land. Und was ist unser Lohn? Man denkt nicht einmal an uns. Man läßt uns verkümmern in unserer Noth!“

„Man hat ja für Euch Unterstützungsgelder angewiesen,“ entgegnete der Offizier.

„Meint Ihr die dreißig Kreuzer, die neulich an jedes Haus ausgezahlt wurden? Sollten die zuerst unsere Häuser aufbauen oder uns vor Hungertod schützen, oder sollten sie gar beides? Der Krieg dauerte zwei Jahre, Herr. Bis zur Ernte hin ist's lang, und dreißig Kreuzer sind ein geringer Lohn für eine erhaltene Monarchie!“

Ein Weib, in schwarze Lumpen gehüllt, näherte sich uns mit aufgehobenen Händen.

„Da seht,“ fuhr der Sprecher fort. „Habt Ihr das je im Tschakistenbataillon gesehen? Wir sind arme Teufel; aber gebettelt ist bei uns nie worden!“

„Gospodine!“ bat das Weib, „seit zwei Tagen, seit zwei Tagen habe ich für meine Kleinen nicht trockenes Brod! Mein Mann ist bei Kac gefallen, Ihr habt damals auch mitgekämpft— gebt mir auf ein Brod, daß er drüben für Euch bete!“

„Belästige den Herrn nicht!“ wehrte der greise Tschakist ab. „Wir haben alle keine Pfannkuchen!“

„Es schadet nicht, daß es Jemand sieht, wie es wirklich ist,“ nahm der heftigere unter den drei Sprechenden wieder das Wort. „Wer soll's

denn dem Kaiser oben erzählen, wie es mit uns steht? Die es könnten, thun es nicht; wir, die wir es am besten könnten, können nicht hin zu ihm, und wenn wir es auch wollten, würden es unsere Vorgesetzten dulden? Nun, so soll's Jemand anderer thun!“

„Nicht so wild!“ suchte der Alte die Sprache des jungen zu mäßigen. „Es ist nicht so leicht, wie Du denkst, und am Ende wird uns Gott doch noch am besten durch uns selbst helfen!“

„Durch sich selbst?“ rief der junge Tschalkiste, der sich nicht so leicht um die Gelegenheit bringen lassen wollte, sein aufgeregtes Herze auszugießen. „Warum half dann nicht auch Gott durch sich selbst dem —“

Die Anwesenden wollten den Aufgeregten in Gegenwart eines Offiziers den Satz nicht enden lassen und schoben ihn bei Seite. Der Alte aber meinte, der Einfall, daß wir versuchen möchten, die üble Lage der Tschalkisten dem Kaiser in Wien zur Kenntniß zu bringen, wäre nicht so ganz schlecht und wandte sich an den Offizier mit der inständigen Bitte, daß er dies ja nicht unterlassen

möchte, wenn er nach der Residenz zurückgekehrt sein würde. —

„So greift die Noth nach einem Strohhalme!“ sprach der Offizier zu mir, als wir unsere Pferde bestiegen, um den armen Tschakisten die Hoffnung auf eine baldige Besserung ihrer Zustände, durch den, der noch keinen Raben in der Luft im Stiche gelassen, zurückzulassen.

Kac und die Römerschanzen.

Nach einem mehrstündigen Ritte längs des Ufers der Donau erreichten wir den Ort Kac*), eines der bevölkerten Gränzdörfer, auf den Landkarten gewöhnlich mit falscher Orthographie als „Katy“ bezeichnet. Die Gegend um diesen Ort, der Wald Budisawa in dessen Nähe, waren vor kaum vierzehn Monaten der Schauplatz eines, für den weitem Verlauf des Krieges entscheidenden Kampfes, den ich nach den Mittheilungen, die mir mein an demselben betheiligter gewesener Reisegenosse darüber machte, den Lesern hiemit zu schildern versuchen will. Vorerst jedoch dürfte ein orientirender Blick auf die Gegend selbst gestattet sein.

*) Dies: Katj.

Rac, außerhalb dessen wir auf einem Reste der ehemaligen Erdwälle Posto gefaßt hatten, um das Schlachtfeld desto besser zu übersehen, liegt hart am linken Ufer der Donau, von dieser durch einige unbedeutende Weingärten und einen schmalen Sumpf geschieden. Eine Stunde außerhalb des Ortes erheben sich die kleinen Römerschanzen, die Gränze des Tschaisistendistriktes gegen die Bačka, eine zwischen der Donau und der Theiß sich hinziehende lange Reihe mächtiger Erdwälle, die vielleicht einzig und allein auf den Namen von „Schanzen“ Anspruch machen dürfte.

Ihre Lage zwischen diesen beiden Strömen, mit denen vereint sie den Tschaisistendistrikt zu einem ringsum vertheidigten Raume abschließen, läßt auf einen strategischen Ursprung schließen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in diesem abgeschlossenen Raume die Awaren ihr stehendes Lager aufgeschlagen hatten. Was die Wahrscheinlichkeit erhöht, ist die Richtung und Lage der Böschungen und Gräben nach Außen. Diese Schanzen müssen einst in sehr großem Maßstabe angelegt und wohl unterhalten worden sein. Noch jetzt ist der Graben bei fünf Klaftern breit, und

mußte ursprünglich wenigstens zwei Dritttheile so tief gewesen sein. Eben so breit mußte der Erdwall sein und wenigstens drei bis vier Klafter hoch, wenn man auch annimmt, daß er im Verlaufe von anderthalb Jahrtausenden nur um die Hälfte eingegangen. Jetzt sind wol Wall und Graben mit hohem, wucherndem Unkraut, mit Disteln und Gestrüpp bewachsen, geben aber noch immer, wie die jüngste Geschichte zeigt, eine treffliche Bertheidigungslinie ab. Einige Schritte vom Ufer des Stromes ist dieses alte Erdwerk von einer nach Neusatz führenden Straße durchschnitten. Nördlich vom Orte bedeckt ein kleiner Wald die Ebene, den die Einwohner Budisawa nennen.

Kac, auf diese Weise in dem südlichen Winkel zwischen der Donau und den Römerschanzen gelegen, war ein wichtiger Stützpunkt sowol für die Bertheidigung, als für die Eroberung des Eschakistendistriktes und es mußten sowol die Serben als die Magyaren ihre Aufmerksamkeit auf dasselbe lenken.

Im April des Jahres 1849 war Perczel nach den verlorenen Schlachten bei Moschorin und

Bilovo aus diesem Distrikte in die Bačka zurückgedrängt worden. Die Serben, unter Stratimirović und verstärkt durch den Obersten Puffer, hielten es besetzt und waren im Rücken durch Thodorović gedeckt, der im Banate stand. Die unmittelbare Verbindung Perczel's mit der siebenbürgischen Armee Bem's war hierdurch unterbrochen und konnte nur durch die Umgehung des Distrikts über Beče bewerkstelligt werden. Perczel lenkte daher seine Hauptmacht gegen Beče und überschritt bei Kaniza die Theiß, um seinen Zug ins Banat fortzusetzen. Zwei in der Bačka zurückgelassene Truppenabtheilungen sollten die Serben an den Römerschützen so lange beschäftigen, bis er tief genug im Banate vorgerückt sein würde, um Thodorović anzugreifen. Wenn dies geschehen, sollten sie den Serben den Tschaisistendistrikt entreißen.

Während nun Perczel im Banate vorrückte, griff eine der zurückgebliebenen ungarischen Heeresabtheilungen die Aufstellung der Serben hinter den Römerschützen bei Rač an, indeß die andere den Norden des Distriktes bedrohte. Der erste Angriff auf die Römerschützen von Rač

fand am 21. April statt, wurde jedoch abgeschlagen und Puffer rückte gegen Jablja, um den Norden des Distriktes zu schützen.

Fünf Tage später gelang es Stratimirović, aus den Römerschanzen hervorzubrechen, und mit seinen Truppen fechtend bis unter Neusatz vorzurücken, das er zu cerniren beabsichtigte. Durch diese Bewegung wäre auch die zweite ungarische Abtheilung genöthigt gewesen, sich von den Römerschanzen zurückzuziehen, und Puffer konnte ebenfalls aus den Römerschanzen hervortreten und die Communication des ganzen nördlichen Ungarns mit Peterwardein bedrohen. Perczel aber hätte sich genöthigt gesehen, von seiner ganzen Unternehmung gegen das Banat abzulassen. Da wurde Puffer von Thodorović mit 2 Bataillonen und einer Batterie ins Banat abberufen, eine Schwächung, die der wenig zahlreichen und kaum erst wieder reorganisirten Macht der Serben sehr empfindlich fallen mußte. Das von ihm niedergelegte Commando übernahm Knicanin, dem gleichzeitig von Thodorović die Aufforderung geworden, die Operationen des Letzteren im Banate gegen Perczel vom Tschakistendistrikte aus

zu unterstützen. In einem im serbischen Lager abgehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, nach Zurücklassung von 2 Bataillonen und 6 Geschützen am Kačar = Ende der Römerschanzen, mit vereinigten Kräften gegen Beče vorzurücken, die Theiß zu übersezen, und durch die Einnahme von Török Beče Perczel, der bei Melence stand, am weiteren Vordringen ins Banat aufzuhalten. Diesem neuen Plane gemäß rückte Stratimirović in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai von Neusatz ab, hinterließ an den Römerschanzen die für dieselben bestimmte Besatzung zur Beobachtung der Ungarn, und vereinigte sich nach einem angestrengten Tagesmarsche mit Knićanin bei Földvár, wohin dieser von Šabljá vorgerückt war. Während Knićanin in Földvár zurückblieb, rückte Stratimirović in Vereinigung mit dem Oberstlieutenant Fellmeyer an der Spitze von drei Bataillonen, 8 Kanonen und nicht mehr als 60 Mann Cavallerie gegen D'Beče vor, welches von nur 2 Bataillonen Perczel'scher Truppen besetzt war, die den Ort auch alsogleich Preis gaben. Ein in Beče stationirter ungarischer Kriegsdampfer zog sich ebenfalls augenblicklich

theißaufwärts zurück, und hinterließ den Serben ein Schlepsschiff mit 9000 Laib Brod als sehr zeitgemäße Priße, da diese bereits 2 Tage lang des Brodes hatten entbehren müssen. Noch an demselben Tage des Abends sollte der Uebergang über die Theiß bewerkstelligt werden, sobald man ein Zeichen vom Vorrücken des Generalen erhalten haben würde. Der Abend kam, mit ihm jedoch statt des erwarteten Zeichens die Nachricht, daß sich Thodorovic aus unbekanntem Gründen gegen Tomaschewatz zurückgezogen habe. Alle Vortheile, die zu seiner Unterstützung bereits errungen waren, mußten daher eben so schnell wieder aufgegeben und die früheren Aufstellungen im Tschalkistendistrikt bezogen werden. Indessen hatten die zurückgebliebenen Ungarn Verstärkungen von Szegedin und Therestopel an sich gezogen und concentrirten am 5. Mai eine Macht von 16 Bataillons Infanterie und Garden, 5 Batterien und 10 Escadronen Husaren gegen die Römerschanzen, hinter denen Stratimirovic bei Rač und Knicanin bei Žablja und Ćurug standen. Die Vertheidigungsmacht des Ersteren betrug 3 Bataillone Fußvolk (Tschalkisten, Peterwardainer), u. s. w.

400 Serbier, 12 Geschütze kleineren Kalibers und 50—60 Berittene. Knicanin hatte 2 Bataillone Fußvolk, 2 Bataillone Serbier, 100 Reiter und gleichfalls 12 Kanonen.

Am 5. Mai Abends erschien die nahe an dreimal überlegene Macht der Ungarn vor den Schanzen, und es unterlag keinem Zweifel, daß sie einen Angriff auf alle besetzte Punkte beabsichtige. Um die Ueberzeugung zu gewinnen, welchem Punkte der Hauptangriff gelten werde, da hiervon die Disposition der geringen Kräfte abhing, sandte Stratimirović noch in der Nacht 3 Compagnien unter dem Nationallieutenant Ćurčić an jene Stelle der Römerschützen, wo diese von der Neusager Straße durchschnitten werden, zur Beobachtung. Zugleich gab er den Auftrag, im Falle eines Angriffs sich eine Zeit lang zu halten, um die Ungarn über die serbischen Dispositionen in Ungewißheit zu erhalten, und sich sodann auf die Jabljaer Straße gegen den Wald Budisawa zurückzuziehen. Für den Fall eines ernstlichen Angriffes wurden die übrigen bei Rač stehenden Truppen so vertheilt, daß ein Bataillon mit drei Geschützen den linken Flügel, das

ist die Verschanzung an den Uferweingärten zu halten hatte, 4 Compagnien mit 3 Geschützen die Redoute auf der Straße besetzt hielten, und in der Schanze vor dem Walde ebenfalls ein Bataillon aufgestellt war. Im Walde selbst standen die Serbier, und vor dem Walde wurde eine Batterie für 6 Geschütze aufgeworfen.

Um 4 Uhr Morgens griffen die Ungarn an. Ćurčić hielt sich eine halbe Stunde und nahm sodann die ihm angewiesene Stellung ein, worauf eine ungarische Abtheilung an jener Stelle, wo die Schanzen von der Neusager Straße durchbrochen sind, einrückte und sich innerhalb derselben aufstellte. Eine Stunde verlief, ohne daß beiderseits etwas unternommen worden wäre.

Während derselben hatten die Ungarn auch Knićanin bei Ćurug angegriffen, den Ort durch einen Dampfer in Brand gesteckt und genommen. Knićanin hatte sich von hier sowol als von Gospodince zurückziehen müssen und nur Fellmeyer, der zwischen Ćurug und Žablja längere Zeit Widerstand leistete, machte es möglich, daß sich Knićanin in Žablja wieder festsetzen konnte.

Der Donner der Kanonen aus nördlicher

Richtung, so wie die Rauchwolken in der Gegend von Ćurug ließen Stratimirović auf seinem Posten bald erkennen, daß die Ungarn daselbst nicht ohne Erfolg angegriffen. Beabsichtigten die Ungarn ihm gegenüber blos eine Demonstration, was um so wahrscheinlicher schien, da ihre den Serben sichtbare Macht sich nicht über zwei Bataillone und eine Batterie belief, so war er entschlossen, augenblicklich Knićanin zu Hilfe zu eilen. Ehe er jedoch mit dem größten Theile seiner Truppen abzog, mußte er über die Absicht der ihm gegenüberstehenden ungarischen Heeresabtheilung im Klaren sein. Er schickte daher den Hauptmann Kostić mit 8 Compagnien und 5 Geschützen gegen die Römerschützen, um den Feind anzugreifen. Dieser ließ die Serben bis auf 500 Schritte anrücken, und demaskirte in dem Augenblicke, als diese ihre Kanonen aufzustellen begannen, 4 Bataillone Infanterie, 4 Escadronen Cavallerie und 2 Batterien, die hinter dem Walle verborgen gewesen waren. Nach kurzem Gefechte ergriffen die zersprengten Serben die Flucht gegen Rać und nur die Kaltblütigkeit der serbischen Kanoniere,

die selbst auf kurze Distanz die verfolgende ungarische Reiterei in Schach hielten, rettete sie vor völliger Aufreibung. Die vor dem Walde gelegene Redoute gerieth in die Gewalt der augenblicklichen Sieger. Stratimirović, der mit einigen Compagnien und Geschützen den Bedrängten zu Hilfe hatte eilen wollen, begegnet den Fliehenden und sammelt sie um die Batterie vor dem Walde, während die Ungarn mit ihrer ganzen Macht zum Angriffe auf die ganze Linie vom Walde bis zum Donauufer nachrücken. Ihre Hauptkraft richteten sie jedoch gegen die Batterie vor dem Walde. Nach einer halbstründigen Kanonade greifen sie diese mit dem Bajonette an. Die entmuthigten Serben halten nicht Stich. Mannschaft und Kanonen flüchten in das Innere des Waldes und die Offiziere verlangen den völligen Rückzug. Sollte der Sieg entschieden sein, so mußten die Ungarn den Wald nehmen; den Wald behaupten, hieß ihnen den Sieg streitig machen. Stratimirović befahl daher, Alles, was an Kanonen und Mannschaft an den übrigen Punkten entbehrlich, im Walde zu concentriren, und hieß die Offiziere, die den Rückzug begehrten, unter An-

drohung des Todes gegen Jeden, der es wagen sollte noch einmal vom Rückzug zu sprechen, ihre flüchtigen Truppen ordnen. Die Offiziere gehorchen; die Mannschaft jedoch will nicht Stand halten. Nur die Serbianer unter Belimirović sind bereit, bis in den Tod zu bleiben und wollen ihre Ueberwindung nicht überleben. Da stürzt Stratimirović mitten unter die unordentlichen Haufen. Eine Pistole aus dem Gürtel reißend, ruft er aus: „Nun so geht! Geht Alle! Ich aber bleibe allein zurück und jage mir diese Kugel durch den Kopf; denn mit Euch fliehen und von Feindeshand sterben ist mir gleich große Schmach!“ Dies wirkte. Die Compagnien stellten sich auf, die Kanonen flogen an den Waldsaum vor, ein neuer Kampf entspinnt sich. Vier Bataillone Ungarn mit 9 Geschützen dringen gegen den Wald an, während 2 Bataillone mit 6 Geschützen die anderen Punkte beschäftigen und die vier Schwadronen Cavallerie mit 3 Kanonen die rechte Spitze des Waldes auf der Giurgewo-Kácer Straße zu umgehen trachten, um die Serben im Rücken anzugreifen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Um dies letztere zu verhin-

dern, wurde sogleich der Nationaloberlieutenant Dobanováčsky mit 2 Compagnien und 3 Geschützen an eine vortheilhaft gelegene Stelle des Waldes gesandt, wo es ihm auch gelang die Escadronen zum Rückzug zu nöthigen. Unterdessen hatten die Ungarn bereits zweimal vergebens den Wald zu erstürmen versucht. Ein dritter oder doch vierter Sturm hätte ihnen trotz der aufopferndsten Gegenwehr die Budisawa überliefern müssen, und zwar um so mehr, als ihre in der eroberten serbischen Redoute aufgeschlossenen Kanonen den Serben im Walde sehr viel Schaden zufügten. Sie glaubten jedoch ihr Ziel eher zu erreichen, wenn sie alle ihre Kräfte auf einen Angriffspunkt concentrirten, erzwangen auf diese Weise wirklich gegen 11 Uhr Vormittags den Uebergang über den Graben, der den Wald umsäumt und drangen sogar bis an die Geschütze vor, von denen zwei in ihre Hände fielen. Durch diese Concentration wurden sie jedoch an anderen Stellen so geschwächt, daß es einigen Compagnien Tschakisten durch einen rechtzeitigen Ausfall gelingen konnte, die verlorene Redoute wieder zu erstürmen. Die Kunde davon brachte die Sturmcolonnen, die am

rechten Flügel des Waldes bereits so weit vorgedrungen waren, zum Schwanken und bald darauf zum Weichen; ein Ausfall aus der Mitte des Waldes gegen die zwischen der wiedergewonnenen Redoute und den bereits weichenden Stürmern aufgestellten ungarischen Truppen bringt auch diese zum Weichen und entscheidet das Gefecht, und die Ungarn, bis an die Römerschanzen verfolgt, zogen sich nach Neusatz zurück. Ein Bataillon, das Knicanin, ehe er sich von Žablja unverfolgt nach Moschorin zurückzog, nach Rač zu Hilfe gesandt hatte, kam bereits nach entschiedenem Kampfe an. —

Auf derselben Straße, auf der Bethlen und Riž ihre Bataillone zurückzogen, setzten wir, nachdem mir der Offizier, der in diesem Kampfe mitgefochten, die Tapferkeit der Tschakisten nicht genug hatte anrühmen können, unsern Mitt fort und überschritten bei Sonnenuntergang die alten riesenhaften Römerschanzen. Mit ihnen verließen wir das Terrain des Tschakistenbataillons und erreichten in dem Augenblicke, da der glühende Vollmond uns im Rücken aus den schwarzen Umriffen eines Bußtengebüsches emporstieg, die

ersten Häuser von Neusag, und abermals war es die enge Kammer im „weißen Schiff“, die, kaum Raum genug für Einen bietend, Zweien zum Obdach für die kurze Sommernacht dienen sollte. —

Pirosch. Kulpin.

Wir hatten die Erdwerke hinter uns, mit welchen die ungarischen Commandanten von Peterwardein die königliche Freistadt Neusatz hatten umgeben lassen. „Vier schwarze Blitze“ flogen die Hengste, die wir an unsern leichten Wagen gespannt hatten, in den sonnenhellen Vormittag hinein. Die Aermel der Vorspannsbauern, die sich eine Ehre daraus zu machen schienen, einen der Offiziere zu führen, an dessen Namen sich die Erinnerung manchen kühnen Wagnisses knüpfte, flatterten im pfeifenden Windzug; die Peitschen knallten, die Mähnen flogen, der Erdboden dröhnte unter den Hufen und eine Wolke Staub wirbelte um Wagen und Roß empor, genug, um von ferne glauben zu machen, es seien all' die

Husaren, die hier ringsherum im kühlen Pustengrund begraben liegen, auferstanden, und als flögen sie nun hin in geschlossener Escadron, um ein serbisches Dorf zu alarmiren und zu brandschatzen. Ein langsam hinkollerndes Wäglein mit einem feisten Blaurocke, der wahrscheinlich zu einem benachbarten Bruder Popen auf Besuch fuhr, um mit ihm in gastfreundschaftlicher Brüderlichkeit Kummer und Noth zu theilen, wurde überflogen wie das Dogma vom Zeitgeist, und ehe wir es uns versahen, hielten die schnaubenden Thiere vor dem Wirthshause zu Pirotsch, um die Rosse zu wechseln.

Indeß dies geschehen sollte, traten wir in die rauchgebräunte Schenke.

Um einen der Tische saßen ein Paar sonngebräunte Bauersleute in ihren weiten leinenen Hosen, weitärmeligen Hemden, blauen Jacken, die hinaufgekrämpften Hüte auf die Seite geschoben und die kurzröhrigen Pfeifen unter die schwarzen Schnurrbärte gesteckt. Ein städtisch gekleideter Herr in einem Anzuge von großgegittertem Sommerzeuge, Sporen an den Stiefeln, eine Reitpeitsche in der Hand, einen weißen „Demokraten“

auf dem Kopfe, maß mit großen flirrenden Schritten die kleine Stube, und ein vierter Bauer, eine stämmige, kräftige Gestalt, auf einen langen Haselstock gestützt, stand da, als erwartete er von dem gespornten Herrn seine Weisungen.

„Freigesprochen, sagt Ihr?“ riefen die Bauern fast einstimmig, als wir eben eintraten, indem sie dabei mit den Fäusten auf den Tisch schlugen.

„Freigesprochen wie ein Heiliger! Für unschuldig erklärt wie ein Kind! Reingewaschen wie der kothige Fußboden Gurerer Stuben an Weihnachten! Kann jeden Augenblick Obergespau werden, wenn er nur will!“ rief der Bespornte mit immer steigender gellender Stimme, indem er bei jedem seiner Ausrufe zur bessern Bekräftigung der Wahrheit mit der Reitpeitsche durch die Luft schlug, daß es pfiß.

„Ei, da soll doch . . .“ nahmen die Bauern die Versicherung auf.

„Was soll? Wer soll? Wen soll?“ rief der Gegitterte, die Beine auseinanderspreizend und sich mit beiden Händen an den Tisch stemmend.

„Wollt Ihr Einer da was dagegen haben, daß

er freigesprochen wurde?" Und wieder maß er mit langen Schritten die Diele.

„Und ich war ja zugegen!“ nahm einer der Bauern das Wort. „Ich hab's ja mit angehört!“

„So geh' hin und sag's, wenn Du den Muth hast!“ erwiderte der Herr mit der Reitpeitsche. „Freigesprochen und freigelassen, sag' ich Euch! Ich hab' ihn gestern in S . . . gesehen, im Wirthshaus; trank Wein, als hätt' er sein Lebtag kein Blut gesehn!“

„Vielleicht hat Euch eine Aehnlichkeit getäuscht, Herr Notarius,“ wandte der Bauer mit dem Haselstocke ein.

„Täuschen? Da seht mir den Knez (Ortsrichter) an,“ lachte der Herr Notarius laut auf. „Ich mich täuschen? Und wenn ich's Euch schwarz auf weiß zeige: C ist frei! Was wollt Ihr dann sagen?“

„Ich kann's nicht glauben!“ erwiderte der Knez. „S ist ja möglich, daß es zwei dieses Namens gibt, und daß Einer von Beiden wirklich unschuldig ist.“

„Wenn ich Euch aber sage, C, der-

selbe G, der G, der in Kula die zwei alten Leute hat erschießen lassen?"

Die Bauern schüttelten die Köpfe und schwiegen.

„Ich war damals in K . . . Die Magyaren hatte einige Tage zuvor unser Dorf ausgeplündert und ich hatte mich hingeflüchtet,“ nahm endlich Einer von ihnen, ein ältlicher Mann, das Wort. „Von Serben war in ganz K . . . keine lebendige Seele zu sehen. Sie hatten alle an einem Tage fort müssen auf Befehl des ungarischen Commissärs und nur das Bischen Ungarisch, das ich weiß, schützte mich selbst vor Gewalt. Eines Morgens beegne ich vor dem Orte draußen zwei alten Serben, Leuten mit schneeweißem Haar, abgemagert und in zerlumpten Kleidern. Es waren die zwei ältesten Leute von K . . ., Miča Marian und Gaja Grozdić. Wo kommt Ihr her? frag' ich sie. Von den Sümpfen; dort wohnen wir verborgen unter Gottes freiem Himmel, aber die Weiber und Kinder starben uns vor Hunger und am Fieber und so gehen wir denn zum Commissär nach K . . ., ihn zu bitten im Namen Gottes und um unserer armen Kinder willen, daß er uns wieder einlasse in unsere

Häuser. Die beiden Alten gehen in den Ort und lassen sich zu C führen. Ich aber, als ob ich nichts Gutes ahnte, geh' ihnen nach und stell' mich draußen vor dem Hause an einen Baum, während Niča Marian und Gaja Grozdić d'rin sind und den Commissär bitten. Ich konnte aber Nichts hören als Weinen und Fluchen und gleich darauf zwei Schüsse — daß mir's Herz riß. Nun, denk' ich, die haben genug! Abends kommt der Hayduk in's Wirthshaus herunter und läßt sich eine Flasche Wein geben. Ein Paar magyarische Bauern setzten sich zu ihm. Was hat's heut Neues gegeben, Janos? fragen die Bauern. Nichts; zwei vad-rácok haben wir im Hofe erschossen, gibt der Hayduk zur Antwort, zwei alte abgelebte Hunde! Hättet sehen sollen, wie das Gesindel vor dem Herrn Commissarius auf der Erde gekniet, wie es ihn um die Knie gefaßt und mit Gewalt hat haben wollen daß er ihnen erlaube, wieder nach K . . . zurückzukommen! Aber der Herr Commissarius ist ein echter Magyar, ein Patriot und läßt sich von zwei alten wilden Ráczen nicht weich machen. He da! ruft er mich. Was fangen wir mit den

zwei räkzischen Bestien da an? Durchprügeln, Herr Commissarius und hinauswerfen, sag' ich. Nichts da! sagt der Herr Commissarius. Also stellen wir sie vor's Blutgericht, sag' ich d'rauf. Das Blutgericht läßt uns sie laufen; die Canailen haben ja Nichts gethan, sagt der Herr Commissarius. Darauf geht er in der Stube auf und ab und sagt: Weißt Du was, Janos, führ' sie in den Hof hinaus und schieß' sie nieder, so sind wir die M—kerls am besten los! Ich laß mir das nicht zweimal sagen, binde die alten Hunde und schieß' sie nieder wie tolle Möpfe! Nun wußt' ich, was mit den armen Teufeln geschehen; doch was wollt' ich thun?"

„Und nun weißt Du auch, was mit dem Commissarius geschehen! Wenn er einmal Obergespan ist, und hört, daß Du die zwei Schüsse gehört hast, läßt er Dir dafür, daß Du nicht auch gleich maustodt niedergefallen bist, eine Banf unter den Bauch schieben und fünfzig Stockstreiche aufzählen!"

„Das wär' das Schlimmste nicht!" nahm ein anderer Bauer das Wort. „S kann Dir auch ergehen, wie's dem Popen von Z . . . ergangen

ist. Auf den hatte der ungarische Commissarius auch ein Auge geworfen und wußte nicht recht, wie ihm an den Leib zu kommen. Da lad't er ihn mitten im strengsten Winter zu Tisch. Der Pöpe denkt nichts Arges und fährt hin. Der Commissarius sitzt mit dem Pöpen allein in der Stube und trinkt ihm wacker zu. Der arme Pöpe weiß nicht, wie er zu solchen Ehren kommt. Da zieht der Commissarius, nachdem der Pöpe schon des Weines mehr als genug hatte, eine Pistole hervor. Jetzt hast Du gegessen, rächzischer Hund, ruft er, und jetzt bezahl', und schießt den Pöpen mitten durch die Brust. Dann ruft er seinen Knecht und wickelt den Pöpen in seinen Pelz ein, heißt den Knecht des Pöpen die Pferde einspannen, und setzt dann mit seinem eignen Knechte den Pöpen auf den Wagen. Da führ' Dir Deinen besoffnen Herrn nach Haus! ruft er dem Kutscher zu, und gib Acht, daß er nicht irgendwo in den Schnee fällt. Der Kutscher kommt nach Haus, und wie sie den Pöpen vom Wagen herunterheben wollen, sehen sie erst, daß er erschossen ist."

Die Anmeldung unseres Kutschers, daß bereits

umgespannt sei, brach, für uns wenigstens, die näheren Eröffnungen über Persönlichkeiten und Thatsachen ab, welche die Gesellschaft aus ihrem Gedächtnisse hervorholte und die wol nur hätten beitragen können, meine Zweifel darüber, daß in dem Lande, durch welches noch vor Kurzem ein blutiger Bürgerkrieg getobt, Zufriedenheit und Gemüthsruhe herrsche, zu bekräftigen. Vielmehr war es nicht das erste Mal, daß ich Unzufriedenheit und Aufgeregtheit zu beobachten Gelegenheit hatte und sollte wol auch nicht das letzte Mal sein.

Am Wagenschlage erwartete uns schon die Richtigkeit dieser Vermuthung in der Gestalt eines kleinen dicken Mannes, der sich als Fiskal der löblichen Ortsgemeinde von G . . . präsentirte, und gegen meinen Begleiter, den Offizier, die Versicherung aussprach, daß er einzig und allein deshalb an dem Tritte unserer Kalesche harre, um dem tapfern Kämpfer für Vaterland und Nationalität, den er augenblicklich erkannt habe, seine unbegrenzte Hochachtung auszusprechen, nebenbei aber auch zu verstehen gab, daß er mit uns einen und denselben Weg vorhabe, und daß es ihm

schwer sei, in diesen üblen Zeiten Wagen und Pferde aufzutreiben.

Wir luden den kleinen dicken Fiskal ein, in unserem Wagen mit einem Plaze vorlieb zu nehmen und hatten nach wenigen Minuten das Vergnügen, ihn im Besitze des ganzen Rückfüges uns gegenüber zu sehen, eine Kappe, wie sie während des Aufstandes die Nationaloffiziere trugen, aus hellblauem Tuche, weiß und roth eingefast, in das schwarze krause Haar gepreßt, die Hände über den ziemlich umfassenden Bauch gefaltet, und den Ausdruck der tiefsten Besorgtheit in dem dicken, kupferrothen, durchaus von keinem Herzweh zeigenden Angesichte.

„Nun, wie geht es, Spectabilis, seitdem der Krieg zu Ende ist?“ versuchte mein Reisegefährte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, das sich bisher bloß um Anmannbringung und Ablehnung von Lobreden gedreht hatte.

„Schlecht, cum permissione, sehr schlecht!“ erwiderte der Fiskal. „Es gibt keine Proceffe,“

„Das ist ein Zeichen des Friedens.“

„Cum permissione, Herr,“ wandte der Fiskal ein, „das ist ein Zeichen, daß die Leute

Nichts haben. Was das für ein herrliches Land sonst war, voll Proceffe; und Proceffe, die man wie eine eiserne Kuh auf Kind und Kindesfinder vererben hat können! O, der heillose Krieg hat das blühende Land um Alles gebracht!“

„Und doch reisen Sie in Proceßangelegenheiten, wie Sie uns beim Einsteigen sagten.“

„Proceßangelegenheiten! Was sind das für Proceßangelegenheiten, cum permissione? Eine Prügelei, wobei Einer halbtodt auf dem Plage liegen bleibt. Zum Glück für uns Fiskale weiß eigentlich kein Mensch, wohin man sich jetzt mit einer Klage zu wenden hat. Da reist man denn zur Kriegsbehörde, von der wird man nach Temeswar geschickt, wo man Einen an den prov. Bezirksobercommissär weist, der wieder an den prov. Bezirksuntercommissär, der an den prov. Magistrat, bei dem man hätte nach altem Brauch gleich klagen können. Da helfen denn unser Einem die vielen Reisen etwas heraus. Sonst aber ist es schlimm, cum permissione, sehr schlimm!“

„Ihr habt das Opfer der nationalen Sache gebracht.“

„Der nationalen Sache! Da will ich mir erlauben, gleich eine nationale Sache cum permissione zu produciren!“

Der Fiskal zog bei diesen Worten eine Schrift aus der Briestafche, entfaltete sie und reichte sie uns hin.

„Das ist also die nationale Sache, daß sich nun unsere Notare und Beamten abmühen müssen, schlecht deutsch zu schreiben, während sie sich früher nicht herbeilassen wollten, gut magyarisch zu schreiben?“

Die Schrift, die wir in Händen hatten, war eine Anzeige an das Oberdistriktscommissariat, von dem Notarius einer Dorfgemeinde verfaßt und von den Gemeindevorständen unterschrieben, und enthielt die gemeindliche Bestätigung einer species facti. Wenn ich den Lesern dies Document in seiner leibhaften Fassung vorführe, so geschieht es wahrlich nicht um sie zu belustigen, sondern um ihnen ein Material zur Berechnung an die Hand zu geben, wie lange es wol brauchen dürfte, bis die Wojwodina ein würdiges Mitglied des deutschen Bundes sein wird, wenn im Jahre 1850 eine obrigkeitliche Person, die es

sonst sehr gut verstand, magyarisches oder serbisch mit den Behörden zu verkehren, in folgender Weise der Anforderung, daß sie nun mit den höheren Behörden deutsch verkehre, Genüge leistet. Die Schrift lautete, kurz und bündig, jedoch die neue wojwodisch-deutsche Orthographie nur andeutungsweise wiedergegeben, folgendermaßen:

„Hochwohl- und hochgeborener Ober-Distriktskommissariat!

„Das is Wahres von Prügel von Dorf Bonemčica: Gjorgje Bijanić kummt haus voll. Nehmen Gjorgje Bijanić Sack, klupp seine Weib Zela Bijanić mit Sack af Buckel. Weib nehmen Drbo (Holz), klupp Gjorgje Bijanić Buckel seine. Gjorgje Bijanić klupp seine Weib statt Buckel, af Kopp klupp. Weib schrei, Kas schrei, Madaraß (Name des Hundes) schrei, kummt Noehol Pera Neplatic, prügel Mann, Weib, Kas, Madaraß und Alles. Am besten prügel Neplatic Bijanić Mann. Hat Bijanić Loch af Kopp sehr gut tief. Kas frepir. Weib brechen Hand zwei

Stück. Madaraß Aug bei Teufel. Das is
wahres Species facti, attentatum triplex cum
perditu felis. Bezeugen mit eigenes Aug und
schreiben mit eigene Hand unterthänigste Unter-
thanen und Knez und Schworne von Gemeinde
Bonemčica.

Datum etc. etc. anno 1850.“

Folgen die Unterkreuzungen.

Der Fiscal versicherte uns übrigens, daß
obencitirtes Aktenstück noch zu den bessern zähle,
und daß der Notar des Dorfes Bonemčica keines-
wegs die höchstgestellte Person im Lande sei, der
die deutsche Sprache ein böhmisches Dorf sei.

„Da haben wir unser nationales Paradies!“
schloß der Fiscal. „Voluimus evitare Charybdim
et incidimus in Scyllam, cum permissione!
Auf deutsch, so gut ich armer Serbe deutsch kann:
wir wollten der Pfüge ausweichen, und sind in
die Lache gefallen, versteht sich cum permissione!“

Die Ankunft in Kulpin beraubte uns des Ver-
gnügens, den dicken Fiskal noch fernerhin unser
Vis-à-vis nennen zu dürfen. Einige Daten, die
er zu seinem Brügelprocesse zu sammeln hatte, ge-
boten ihm, sich hier einen Tag aufzuhalten.

Kulpin ist eines der schönern, freundlicheren Dörfer der Bačka, zum Theil von Serben, zum Theil von eingewanderten protestantischen Slovaken bewohnt. Wie überall, so brachte auch hier die Religion während des Bürgerkrieges eine blutige Spaltung hervor. Wenn auch beide Slaven, so standen doch überall die protestantischen Slovaken den griechischen Serben feindlich gegenüber, wie denn überhaupt das antikatholische und antigriechische Element des Protestantismus und Calvinismus in der ungarischen Revolution eine große Rolle spielte, eine Rolle, die bisher noch nicht genugsam gewürdigt worden.

Kulpin ist der Stammsitz der Stratimirović, einer begüterten, ursprünglich aus der Černagora stammenden und ihre Abkunft von Balscha, einem serbischen Wojwoden, der zur Zeit des Knjz Lazar in Albanien selbstständig regierte, herleitenden Familie, aus der einer der einflussreichsten und thätigsten Metropolitcn von Carlowitz, Stephan Stratimirović, hervorging, der von 1792—1836 die oberste Würde der griechisch nicht unirten Kirche in Oesterreich bekleidete und der auch Georg

Stratimirović, der aus der Geschichte der jüngsten serbischen Erhebung bekannte Präsident des Carlövischer Nationalcomitées und Anführer der nationalen Heerschaaren, angehört. Den Hauptplatz des Ortes umgeben die in freundlichem Style erbauten und von Wohlhabenheit sowol als Aufwand zeigenden Wohnhäuser der nun in mehrere Linien verzweigten Familie. —

Eine Umfahrt.

Es war Sonntagsmorgen. —

Die Sorge für die Aecker ist dem lieben Herrgott überlassen; kein hochbelad'ner Heuwagen bewegt sich langsam über die thauperlende Pflasterstraße hin, kein Pflug knarrt durch das Dorf, und raffelt ein Wagen über die staubwolfige Fahrstraße, so sitzen festtätig gepuzte Weiber darin und sauber gekleidete Männer, die in ein benachbartes Dorf in den Gottesdienst fahren.

Wenn man an Wochentagen durch die Ortschaften kommt, so sind sie wie ausgestorben. Man sieht keine Sterbensseele auf der Straße. Die Männer, so wie die jüngeren Weiber und Mädchen sind auf den Feldern oder auf den Wochenmarkt eines benachbarten Marktfleckens ge-

fahren oder bei den Herden auf den Fußen. Nur hie und da sitzt ein alter Mann, der Großvater thätiger Enkel, auf einer hölzernen Bank unter dem Maulbeerbaume vor dem Hause, im Straßenstaube spielen ein Paar Kinder in schmutzigen Hemdchen, so daß man auf seiner Hut sein muß, sie nicht zu überfahren, und in einem oder dem andern Hause sitzt ein junges Mädchen am Webstuhl und webt ein Stück Leinen für den eigenen Hochzeitskoffer. Will man dies Volk beisammen sehen, so muß man es an Sonn- und Festtagen auffuchen. Da tritt es vor seine Häuser heraus, versammelt sich vor den Kirchen, vor den Schenken und auf den Tanzplätzen. —

Es war Sonntagmorgen und wir glaubten den Tag, den wir als Gäste der „Kulpiner Herren“ zubringen sollten, am besten zu einer Rundfahrt durch einige Ortschaften der Nachbarschaft benutzen zu können.

Ein muthiges Biergespann — unser Wirth würde es sich für eine Schande angerechnet haben, weniger als vier Pferde einzuspannen, — ein muthiges Biergespann galoppirt mit uns quer über die dröhnende Pußta hin, daß die Nasen-

stücke zu beiden Seiten des Wagens aufstiegen; der Herr des Gespann's, um die Trefflichkeit seines Marstalls zu zeigen, läßt die Zügel schießen und schwingt die schnalzende lange Peitsche durch die Lüfte, es zu noch schärferem Galoppe aneifernd, und nach wenigen Minuten haben wir eine halbe Stunde Weges zurückgelegt und machen mitten auf dem Plage eines Dorfes Halt.

Die Wohnhäuser der ehemaligen Grundherrlichkeit umstehen den Platz, ebenerdige, jedoch durch Umfang und Bauart, durch Rococoverzierungen und Jalousien von den Hütten der ehemaligen Unterthanen sich unterscheidende Gebäude.

Fast alle Dörfer in der Bačka und im Banate, so wie in ganz Ungarn überhaupt tragen in ihrer Anlage und in ihrem Aussehen die Geschichte ihres Ursprungs, den Stempel des eigenthümlichen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Unterthanschaft zur Schau. Ein Edelmann, der ein Stück Landes durch Kauf, durch eine Heirath an sich gebracht oder von der Krone für ausgezeichnete Kriegsthaten geschenkt erhalten, baute sich in der Mitte seiner neuen Besitzung ein geräumiges, seinen adeligen Bedürfnissen angemessenes

nes Bohnhaus. Diese adeligen Bedürfnisse erstreckten sich in den guten alten Zeiten nicht über zwei geräumige Bohnstuben, einen sehr geräumigen Speisesaal, in dem eine möglichst lange Tafel aufgestellt und möglichst viele Gäste bewirthet werden konnten, einen Seitenflügel zur möglichst bequemen Unterkunft der Gäste und Trinkfreunde des gnädigen Herrn und endlich einen trefflichen Weinkeller und einen gesunden Pferde-
 stall. Die Pustten, die rings um das neugebaute Herrenhaus lagen, brauchten Hände, wenn sie bearbeitet werden und dem gnädigen Herrn so viel einbringen sollten, als er und seine Gäste jährlich brauchten. Geld, um die Hände zu bezahlen, war aber selten vorhanden, und wäre es vorhanden gewesen, so wären selbst für die beste Bezahlung keine Hände zu bekommen gewesen. Die Türkenkriege hatten, namentlich im östlichen Theile Südungarns, unter der Bevölkerung so aufgeräumt, daß auf ganzen Landstrecken, größer als mancher souveraine deutsche Staat, keine lebendige Seele athmete. Der gnädige Herr, wenn er nicht in die Zeiten Abels zurückkehren, und im Namen Gottes den

Boden zu bebauen anfangen wollte, mußte sich nach Ansiedlern umschauen. Da wurde denn an einen guten Freund in der von den Kriegen weniger heimgesuchten Slowakei, an einen Trinkbruder im Lande um Debrečín, an einen Waffengeführten in Syrmien, an einen zweiten an der galizischen Grenze geschrieben und von diesen einige ihrer Unterthanen erbeten, die dafür, daß sie dem gnädigen Herrn die Pflügen heroboteten, mit Grund und Boden belehnt werden sollten. Auf seine eigenen Kosten oft holte sich der gnädige Herr die ihm abgetretenen Unterthanen herbei, und so ließen sich denn in der Umgebung des einen Herrenhauses Slowaken, in der eines andern Magyaren, dort Serben und hier Ruthenen, an manchen Orten die Auswanderer mehrerer Gegenden zugleich oder nach einander nieder. Auch fleißige Deutsche aus dem fernen Schwabenlande fanden sich ein und bauten ihre Hütten und bearbeiteten ihre eigenen Sessionen so wie auch das Feld und den Weinberg des Herrn, und vermehrten sich und füllten den Ort so wie auch den Säckel des gnädigen Herrn, und in wenigen

Jahrzehenden blühte ein Dorf mitten in dem weiten Haideland.

Die Ansiedler haben aber nicht nur ihre Spaten und Rechen, sondern auch ein jeder seinen eigenen Herrgott, seine Sprache und seine Jacke mitgebracht und haben an dieser Dreieinigkeit festgehalten bis auf die jüngsten Tage und so hat man denn, wenn man in ein südungarisches Dorf kommt, vor allem andern zu fragen:

„Was ist das für ein Dorf?“

Das Dorf, auf dessen Platz unsere Füchse halten, ist ein zum Theile von Serben, zum Theile von Slowaken bewohntes. Der Grundherr gehört der griechisch-nichtunirten Kirche an und so ist denn diese und mit dieser die serbische Nationalität auf seinem Territorium gewissermaßen die herrschende.

Dem Schlosse, das ist dem Wohnhause der Herrschaft gegenüber, erhebt sich eine gut, ja sogar schön gebaute Kirche mit einem zinngedeckten Thurme und einer Uhr daran. Die Glocke ist eben in vollem Schwunge und die Kirchengänger kommen über den grünbegrasten Dorfplatz, um dem Gottesdienste beizuwohnen. An den sauberen, unge-

mein faltenreichen, weißleinenen Beinkleidern, die fast wie ein Weiberrock um die hohen und schweren, sauber geschwärzten Stiefel schlottern, an dem weißen kurzen Hemde aus feinem, im Hause gewobenen Linnen, das über den Hosenträger getragen wird, an der dunkelblautuchernen Weste mit großen weißen Metallknöpfen — die Reichern tragen sie von Silber — an dem schwarzseidenen Tüchel um den Hals, an dem nach rückwärts wallenden, immer hübsch gleichgeschnittenen schwarzen Lockenhaar und dem kleinen runden, ringsum hinaufgefrämpten Hute erkennen wir den raizischen, nun serbischen Bauer. Die Weiber und Mädchen, wie überhaupt alle Serbinnen, dem Puge bis zu einem gewissen Grade nicht abhold und durch die Nähe handeltreibender Städte dazu angeregt, kleiden sich in Röcke und Brustleibchen von verschiedenen bunten Stoffen, schlingen seidene Tücher um den Hals und um den Kopf, tragen Goldmünzen an der Brust und im Haar, und legen das schöne schwarze Haar in lange Flechten, die sie oft auf die zierlichste Art verschlingen und mit einer Rose oder ein Paar Feldblumen schmücken.

Die jungen Frauen tragen einen künstlichen Blumenkranz, eine goldene Borte, einen dünnen Schleier in den Haaren, manchmal eine mit vielem Blumenwerk aufgeputzte goldene Haube. Die Männer sind stark gebaute, stämmige, meist mittelgroße, gesunde Gestalten mit gebräunten Gesichtern und schwieligen Händen. Der Schnurrbart fehlt bei keinem. Die Frauen und Mädchen sind meist hübsch, oft sogar von seltener Schönheit. Der slavische Typus scheint hier zuweilen bei Männern sowol als Frauen seine schönsten Formen zu finden. Stirne, Nase und Mund sind tadellos schön, ausdrucksvoll, und doch weder deutsch, noch griechisch, noch römisch, sondern ganz eigenthümlich geformt. Ich habe Männer, einfache Bauern, in den dreißiger Jahren, gesehen, die den schönsten beizuzählen sind. Besonders schön sind die dunklen feingezogenen Augenbraunen und der Mund mancher Frauen. Um so auffallender ist es, daß sie sich fast ohne Ausnahme die Wangen rosenroth schminken. Es macht dies die anmuthigsten Gesichter früh welken und ist Schuld daran, daß der schönste Mund manchmal die häßlichsten Zähne verbirgt. Häu-

figer als anderswo sieht man hier auch durch Blatternarben entstellte Gesichter, unstreitig in Folge des fahrlässig betriebenen Impfgeschäftes. Einige Herren und Frauen in landstädtischem Anzuge nähern sich ebenfalls der Kirche. Es sind dies der Stuhlrichter, ein und der andere Grundherr und die Hausbeamten der Herrschaften mit den Ihrigen.

Wir treten durch ein hölzernes Thor in einen weiten grünen Hofraum, der die Kirche an allen Seiten umgibt, und den einzelne alte Grabsteine aus rothem Marmor, der in Südungarn heimisch ist, als den ehemaligen Friedhof bezeichnen. Des Krieges zerstörende Ferse ist nicht durch den Ort geschritten, und Friedhof und Kirche daher unverfehrt geblieben. Im Innern der Kirche ist die Gemeinde bereits versammelt, und der Gottesdienst hat begonnen. Man sieht es der Kirche an, daß der Grundherr dem Ritus angehört, nach welchem in ihr Gott verehrt wird. Wohin das Auge blickt, entdeckt es die Spuren der Munificenz, mit der eine gliederreiche Reihe von Nachkommen des Gründers des Ortes und Stifters der Kirche diese bedacht hat. Das *Ikonaſtas* (είκον, ἰκον

das Bild, ein Ausdruck, der aus der Kirche in's Leben übergegangen ist, denn der Serbe nennt nun jedes Bild so, und *σταν* ich stehe), das Bildergerüste, die Bilderwand, durch welche das Schiff der Kirche von dem Altare geschieden ist, hat manches gut gemalte Bild, die Säulen und Betstühle manche schöne Goldstaffage aufzuweisen. Die *Πεωνίαι* sind mit reichem Schnitzwerk verziert, die Evangelienbücher in rothen Sammt gebunden und mit Silber beschlagen, und die Decke für das Tischchen, an welchem der Pöpe das Evangelium liest, ist die fleißige Arbeit einer kunstvollen Frauenhand. Die griechisch nicht-mirten Kirchen sind der Baukunst, der Malerei und der Bildhauerkunst nicht minder günstig, als die katholischen. Schöne Kirchen gehören zu den Dingen, auf welche die Gemeinden stolz sind, und die Kirche mit Zierrath und schönen Geräthschaften und Gewändern zu beschenken, ist eine bei den Serben vielgeübte fromme Sitte. Die Bauart der griechischen Kirchen ist jener der katholischen bis auf kleine Unterschiede fast ganz gleich. Das Schiff der Kirche nimmt den größten Theil der

selben ein. Im vordern Theile desselben stehen und sitzen die Männer, im rückwärtigen die Frauen. Altäre wie in den katholischen Kirchen finden sich nicht. Der Altar der serbischen Kirche ist ein vom Schiffe durch eine hohe Bilderwand getrennter Raum, der alles Schmuckes entbehrt. In der Mitte dieses Raumes erhebt sich der Prestol, ein Tisch, dem sich Niemand anderer nähern, den Niemand anderer berühren darf, als der Priester, und auf dem sich die heiligen Utensilien befinden. In diesem Raume, der Oltar genannt wird, verrichtet der Priester seine Gebete. Aus diesem tritt er je nach den verschiedenen Momenten der Liturgie (Messe) durch die mit einem Vorhange verhängte Mittel- oder eine der beiden Seitenthüren vor die Gemeinde heraus. Außerhalb des Oltars, zu beiden Seiten des Ikonostas, sind die Betstühle für die pevnici, Sänger, angebracht. Diese Sänger spielen eine wichtige Rolle während der Liturgie. Da die Gemeinde nicht singt, so wechseln sie mit dem Popen im Gesange ab. Die jungen Leute rechnen es sich in manchen Orten zur Ehre an, pevnik zu sein, und wetteifern im

Klang der Stimme und in der Schönheit des Gesanges. Der Gesang und mit ihm die Musik ist es aber eben, welchen der serbische Ritus am wenigsten günstig ist. Man bedient sich bei gottesdienstlichen Gelegenheiten nie der Instrumentalmusik. Die Orgel ist den serbischen Kirchen fremd. Es wird nur gesungen, und der Gesang erhebt sich nicht über eine unklare Aufeinanderfolge oft sehr dissonirender Modulation; selten taucht hie und da ein flüchtiger Anklang eines melodischen Tonganges auf; Rhythmus und Harmonie darf man nicht erforschen wollen. Der Gesang ist offenbar auf der ersten Stufe christlichen Kirchengesanges stehen geblieben und hat noch viel unverkennbare Aehnlichkeit mit dem gottesverehrlichen Gesange jener Völker, aus deren Tempeln die ersten Christen hervorgingen. Der Katholicismus hat das Verdienst, den Gesang und die Musik zur Höhe einer Kunst erhoben zu haben. Je unregelter der Gesang ist, mit desto mehr Eifer liegt ihm eine Schaar von Knaben ob, die Alles aufbieten, was ihnen an Stimme zu Gebote steht, um die Liturgie zu verherrlichen. Die Wände

der Kirche sind mit Kränzen und Reifern geschmückt. Der Pope ist in sein bestes Messgewand gekleidet, es ist heute Pfingstsonntag, ein den Serben heiliger Tag, an dem es nicht leicht Jemand unterläßt, in die Kirche zu kommen.

Indessen hat die serbische Kirche Eines, was ihre Bedeutung für das Volk, für dessen Zukunft und Politik eine gewichtige sein läßt. Sie ist ein mit dem Wesen der serbischen Nation innig verwebtes Element. Die Sprache, in der das Evangelium verlesen, der Gesang gesungen, das Gebet gesprochen wird, ist die alt-slavische, ist dieselbe, die in den Kirchen Rußlands die Sprache heiliger Funktionen ist. Die Gebet- und Gesangbücher, die auf dem Pulte des Priesters und auf den Betpulten der Gemeinde liegen, sind aus den Buchdruckereien von Moskau und Kiew hervorgegangen. Während der kirchliche Gebrauch der lateinischen Sprache die katholischen Völker einerseits die Wege classischer Bildung hat auffuchen lassen, andererseits vor den Einflüssen fremdnationaler Elemente nicht zu schützen vermocht hat, hielt die slavische Kirchensprache der Russen und Serben bisher jeden nachhaltigern Einfluß fremder Bildung

vom Volke fern, und wird zum Ausgangspunkte einer eigenen, aus dem Wesen des Slaventhums selbst hervorgehenden, um so lebensfrischeren Cultur. Hätten die Russen und Serben den lateinischen Ritus angenommen, sie wären nicht was sie sind, der einzige noch bildungsfähige slavische Urstamm, welcher die Zukunft des Slaventhums in sich birgt.

Man sagte uns, daß der Ort, und zwar zur Hälfte, auch von Slowaken bewohnt sei. Die slowakischen Häuser unterscheiden sich von den serbischen ihrem Aeußern nach in Nichts. Im Innern herrscht vielleicht mehr Arbeitsamkeit und weniger Erregsamkeit. Der Serbe liebt es, sich des Lebens zu freuen. Er ist ein Freund des Tisches, des Glases und des Tanzes und läßt sich nicht gerne schwere Sorgen zu Herzen gehen. Im Sonnenstrahle eines südlichen Klimas ist sein Blut heißer geworden, und er spricht gern von seinen Vorfahren und seinen eigenen Thaten, und ist stets entschlossen, jedem Zweifel mit dem fühlbarsten Nachdruck zu begegnen. Der Slowake, ein Kind des kühlen Tatragebirges, ist sparsam, zurückgezogen, demüthig und hat in den warmen Ebenen die Kälte seines

Temperamentes nicht verloren. Die Verschiedenheit des Glaubens hat gleich von Anbeginn jeden innigern Anschluß an den serbischen Nachbar hintangehalten, und bei dem Ausbruche der serbischen Erhebung die alte Abgeschlossenheit bis zur mehr oder minder offenen Feindschaft gesteigert. Der Serbe, entschieden in seiner Feindschaft, kann es dem berechnenden Slowaken nie vergessen, daß er, trotz der slavischen Stammverwandtschaft und trotz des gemeinsamen Hasses gegen die Magyaren, sich stets Jenem beugte, der für den Augenblick die Macht hatte. Wie dem Temperamente nach, so unterscheiden sich auch die Slowaken in der Tracht von den Serben, unter denen sie wohnen. Namentlich gilt dies von den Frauen und Mädchen. Ihr Anzug ist viel einfacher, oft sogar ärmlich, und an Sonntagen von jenem der Serbinnen fast büßerisch abstechend. Die Mädchen kleiden sich nie in so bunte Farben, man bemerkt keine Münzen an ihrem Halse, keine Schminke an ihren Wangen. Ihr einziger Kopfsputz besteht in zwei langen Bandschleifen, die sie rückwärts von den zusammengelegten Zöpfen herabhängen lassen. Die Frauen tragen meist dunkelblau leinene Röcke und dunkel-

blaue Kopftücher. Alles dies gibt den Slowakinnen, wenn sie in Gruppen beisammen stehen, ein eintöniges, fast trauriges Aussehen. Eine Gruppe dieser dunkeln Gestalten bewegt sich durch eine Seitengasse des Dorfes hinab. Folgen wir ihnen, auch sie gehn zur Kirche. Doch wo ist die Kirche? So weit das Auge umher blicken kann, vermag es Nichts zu erblicken, was an ein gottgeweihtes Haus erinnern könnte. Am Ende des Dorfes öffnet sich ein breites hölzernes Thor, und wir treten mit der kleinen Anzahl Slowaken in den Hof eines schlechten Bauernhauses. Ein Paar Maulbeerbäume, in die Ecken gepflanzt, geben dunklen Schatten, Feldgeräthe liegen umher, an den Stufen eines etwas besser als die andern gebauten Wohnhauses spielen einige Knaben im Sande. Von den Treppen des niedern Hauses herab tritt ein Mann in den vierziger Jahren. Der schwarze bürgerliche Anzug, der schwarzseidene Mantel rückwärts herabhängend und in dem einen Arme getragen, die zwei weißen langen Schleifen des Collar's, und das goldgeschnittene Buch in der Hand, lassen den Pastor der evangelischen Gemeinde erkennen. Die Angekommenen

bleiben grüßend stehen, und lassen den Pastor voranschreiten. An der niedrigen und schmalen Thüre eines aus Holz aufgeführten und mit Stroh gedeckten, mehr einer Scheune ähnlichen Hauses verneigt sich der Pastor, es ist das evangelische Bethaus der slowakischen Gemeinde, das er betritt. Aermlich und dürftig wie das Aeußere ist auch das Innere.

Gegenüber vom Eingange erheben sich, aus weichem, unangestrichenem Holze gezimmert, Altar und Kanzel, in der einen Hälfte des langen schmalen Raumes sitzen die Weiber mit ihren dunkelblauen Kopftüchern, in der andern die Männer in den Bethänken aus rohem Holze, und zwar zu vorne die Greise und die Aeltesten, wenn auch Aermsten, und hinter ihnen die andern dem Alter nach. Die hinterste Bank nehmen die jungen Leute und Knaben ein. In dem kleinen Raume zwischen Eingang und Altar stehen oder knien die jungen Mädchen. Den weißgetünchten Wänden ist aller Schmuck fern, ein einfaches Crucifix aus Elfenbein ziert den Altar. Die Sprache des Gottesdienstes ist die slowakische. In ihr spricht der Pastor zu der kleinen Gemeinde Worte der

Erbaunung. Der Gegenstand seiner heutigen Predigt — er spricht um die Zeit der Ernte — ist der Vergleich zwischen Arbeitsamkeit und Müßiggang. Der Stoff ist glücklich gewählt und in allen Zügen ist Aufmerksamkeit und Glaube zu lesen. Gesänge, in denen der Herr der Saaten um Gedeihen der Feldfrüchte gebeten wird, Gesänge, jedem Einzelnen verständlich und von jedem Einzelnen mitgesungen, beschließen die kurze und einfache Andacht, von der man, wenn man unmittelbar aus einer katholischen oder griechischen Kirche kommt, nicht glauben sollte, daß sie dem mehr materiellen als abstracten Sinn eines Landmannes, dem die Grenzen seiner Pflanze die Grenzen der Weltanschauung sind, genügen könne. Und doch genügt sie ihm nicht nur, sondern erfüllt sein ganzes Gemüth. Das Menschenherz braucht wenig, um glücklich und beruhigt zu sein in seinem Glauben, und der tschische Slave — und zu diesem Stamme gehört der Slowake — ist mehr als irgend ein anderer Volksstamm zur Meditation über Dinge des Glaubens geneigt, und hängt gerne dem Abstracten nach. Dogmen, an denen der menschliche Verstand nur dann vorübergehen

kann, wenn er ein Auge des Nachdenkens zudrückt, haben in dem Naturell des tschischen Slaven von jeher nur lockere Wurzel gehabt. Während ein Schlußgesang angestimmt wird, verläßt die Gemeinde allmählig das Bethaus. Zuerst entfernen sich die Mädchen, hierauf die Weiber, hierauf die Knaben und jungen Leute, sodann die jüngern Männer und endlich die Greise und der Pastor.

Vor der Pastorswohnung harrt unser der Wagen, und wir eilen zwischen Hanf- und Kukuruzfeldern in ein anderes, kaum eine halbe Stunde weit entferntes Dorf. Welch' ein anderer Anblick! Bequem und gut gebaute Häuser und Nebengebäude, statt der kleinen Fenster, große mit Salousten versehene; hie und da ein Strohdach, doch meistens Schindeln-, wol auch Ziegeldächer. Zu beiden Seiten der Straßen zieren Kugelakazien das sonntäglich ruhige Dorf, dem man auf den ersten Blick den ungewöhnlichen Wohlstand ansieht. Die Mitte des geräumigen Platzes nimmt eine große, schön, ja fast prachtvoll gebaute Kirche ein. Der Gottesdienst ist hier schon zu Ende und die aus der Kirche Kommenden zerstreuen sich in Gruppen auf dem Plage. Die Sprache, die sie

sprechen, läßt uns augenblicklich die Deutschen Ansiedler aus dem Schwabenlande erkennen. Der Pastor, der, freundlich jeden Gruß erwidern, sich nach dem Pfarrhause zurückbegibt, scheint unter der Wohlhabenheit seiner Gemeinde nicht zu leiden.

Die Deutschen, wo immer in Südungarn angestiedelt, haben nicht Ursache, sich zu beklagen. Ihrem angeborenen Fleiß und ihrer erwerbsamen Thätigkeit haben die Behörden von jeher ihre besondere Gunst angedeihen lassen und Alles unterstützt, was ihren Wohlstand zu fördern vermochte. Bedrückungen Seitens der Herrschafts- sowol als der Comitatsbeamten, die in ganz Ungarn dem Landmanne gegenüber so an der Tagesordnung waren, daß sie zur Norm gehörten, Gewaltthätigkeiten und Willkürlichkeiten, für welche die Behörde Niemandem eine Verantwortung schuldig war, kamen Deutschen gegenüber nicht vor. War es Instruction, war es Furcht, die den Gewaltthätigen jeder, wenn auch noch so geringen Intelligenz gegenüber überkommt, kurz, die Deutschen hatten nicht Grund, zu bereuen, die Thäler des Schwabenlandes mit den Ebenen der Bačka vertauscht zu haben. Seine Tracht, wie seine

Sprache hat der Deutsche auch hier beibehalten. Er führt in dieser Sprache die Angelegenheiten seiner Gemeinde, verkehrt in ihr mit den Behörden und bequemt sich nur den nichtdeutschen Bauern gegenüber zur serbischen oder ungarischen, während er von dem reichern Grundherrn erwartet, daß er mit ihm deutsch spreche. Man erkennt den Deutschen sogleich an seinem bessern Anzuge, an dem breitgekrämpften schwäbischen Hute, an dem kurzgeschorenen Haare und an dem glattrasirten Gesichte. Der deutsche Bauer trägt nie einen Schnurrbart, und nur hie und da sucht einer der Jüngern seine Sympathie für die Sache der Magyaren durch einen hinaufgestrichenen Schnurrbart zu erkennen zu geben, den er jedoch bald an den Stufen des Traualtares wieder fallen läßt. Das Innere eines deutschen Bauernhauses zeigt durchgehends von wohlgeordneten Zuständen, ein Vorzug, den insbesondere die Serben anerkennen, und welchen den Deutschen abzulernen, sie durchaus für keine Erniedrigung ansehen. Die Einrichtung der Wohnstuben ist nicht nur bequem, sondern nicht selten sogar etwas mehr als dies. Der Zustand der Wirthschaftsgebäude und der Höfe zeigt von mit-

gebrachten Erfahrungen und fluger Benützung des Borgefundenen. Der Deutsche weiß es, seine Gründe am Besten zu bebauen, weiß die günstigsten Momente zum Verkaufe seiner Frucht und zum Ankaufe neuer Grundstücke zu erfassen. Nie schließt er ein Geschäft schnell ab. Bei Allem, was er thut, erwägt er lange und vielseitig und zieht seine Nachbarn zu Rathe, eine Vorsicht, die in den tausendfachen Ränken des ehemaligen Fiscalenthums ihren Grund haben mag.

Mit den nichtdeutschen Nachbarn hat sich der angesehene Deutsche nie recht befreundet. Zur Verschiedenheit der Sprache, des Glaubens und der Sitte kam noch die Gunst der Aemter, die den Deutschen jeden Andern, insbesondere den Rajzen und Slowaken, über die Schultern ansehen ließ. Außer dem geschäftlichen Verkehre gab es keine Annäherung. Selten kam es vor, daß ein Deutscher eine Serbin, oder ein Serbe eine Deutsche heirathete. Die Zeit der Sprachkämpfe machte das, was ehemals blos Antipathie war, zur weiten Kluft. Den Behörden dankbar und zugethan, wurden die Deutschen größtentheils Anhänger der von diesen vertretenen Principien,

und offene Feinde der Serben und Slowaken, als sich diese dem Versuche, sie im Magyarenthume aufgehen zu machen, in offener Revolution entgegensetzten, eine Feindschaft, deren Bethätigungen noch zu lebendig in der Anschauung und in der Erinnerung leben, als daß sie nicht noch fortbestehen sollte. Der Serbe haßt den Deutschen und der Deutsche den Serben und Beide thun es gründlich, ohne darum dem täglichen Verkehre zu entsagen, wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß man beiderseits eben nur den Geboten der Nothwendigkeit folge. Minder gespannt ist — und doch sollte man das am allerwenigsten vermuthen — das Verhältniß zwischen dem serbischen und magyarischen Landmanne. Gleicher Druck, gleiches Loos hatten Beide ehedem verbunden. Der Zwiespalt, die Feindschaft ist eine junge, nicht angeborne, sondern durch die Streite der Parteiführer herbeigeführte; die Versöhnung zwischen den Dorfnachbarn ist darum leichter, und man kommt sich beiderseits entgegen, weil, was man auch einander gethan, nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern im Gefolge des Kampfes der Parteien geschah, denen man als fanatisirtes

Werkzeug diene. Der magyarische Landmann, wo er der Nachbar von Serben ist, kommt zur Besinnung. Wenn die Erbitterung zwischen den Städten und Intelligenzen noch fortdauert, so hat dies seinen Grund darin, daß verfeinerte Sitte und Bildung nicht immer Garantien sind für die richtige Erkenntniß dessen, worin man auf einander angewiesen ist.

Wir nehmen in dem Speisesaale eines alten Herrenhauses unser Mittagmahl ein. Offene Thüre und offener Tisch sind eine Art geselliger Convention, ohne die das Reisen in diesem Lande ein überaus beschwerliches wäre. Alle Familien und alle Beamten des Landes kennen einander und stehen zu einander in dem unbeschränkten Rechte des Genusses der Gastfreundschaft, und diese wird im ausgiebigsten Maße geboten. Kaum vergeht eine Woche, ja kaum ein Tag, an dem nicht jedes Herrenhaus, jeder Stuhlrichter einen oder mehrere Gäste an seiner Tafel sähe, und er würde es als ein Vergehen gegen die wechselseitige Achtung ansehen, weniger als fünf oder sechs Schüsseln auftragen zu lassen.

Unser heutiger Aufenthalt bei unserem Wirth,

einem der liebenswürdigsten Greise, ist nur ein flüchtiger, und wir wollen uns daher weder bei ihm noch bei seinen Münzsammlungen, noch in seinem altschottischen Parke aufhalten, sondern schnell wieder fortfahren, um in einem nahen Dorfe zu sehen, was denn das Volk am Sonntagsnachmittage treibe.

Wir halten an einem grünen Plage vor dem Dorfe. Die herumgepflanzten Linden sind noch nicht so weit gediehen, um den Platz ganz zu beschatten. Dies hindert jedoch die versammelten Burschen und Mädchen nicht, bei den schnarrenden Melodien der Gaida (Sackpfeife) ihr Kolo zu tanzen, und trotz Sonnenschein und Hitze, trotz Schweiß und Durst den Boden wacker zu stampfen. Der Gaidasch (Sackpfeifer) hat im Kreise seinen Posten genommen und achtet, nicht ohne einen gewissen Terrorismus, darauf, daß Jedermann seine Pflicht gewissenhaft erfülle, indem er von Paar zu Paar herumgeht, und vorgebückten Leibes und mit blitzenden Augen den Mädchen und ihren Füßen den Takt so zu sagen einbläset. Die Tanzenden sind durchwegs Serben. Der Slowake sitzt zu Hause bei seinem Ganzionale,

und die slowakischen Mädchen sitzen in den Höfen ihrer Häuser beisammen und singen Lieder, die ihre Mütter und Großmütter aus der Tatra mitgebracht. Die Deutschen halten Berathungen über eigene oder gemeinsame Angelegenheiten, und die Magyaren horchen, aus einer kurzen Pfeife schmauchend, einem Zigennercymbal zu, über den der Marsch Rákoczy's hinrauscht und der Batthiany's.

Temerin.

Zwischen weit ausgedehnten Saatzfeldern und noch weiter ausgedehnten Brachgründen und Hutweiden führt der Weg über den moorigen Grund dem Schauplaze der hartnäckigen Kämpfe immer näher, deren Ausgangs- und Endpunkt Szent Tomas war. Wohin das Auge sich wendet, übersteht es Nichts als eine im herrlichsten Frühlingsmorgen schimmernde Ebene. Kaum hie und da ein Gebüsch, eine Thurmspitze am Horizont; im Süden die blaue Kette der sirmischen Gebirge jenseits der Donau. Ueppig, wie vielleicht nirgend mehr in Oesterreich außer im Banate, wuchert hier das ausgesäte Korn, das die geringe Mühe mit zwanzigfachem Segen lohnt.

Ich konnte meine Bewunderung nicht unterdrücken.

Und was könnte das Land erst sein, wenn nicht alle seine Kräfte durch die Wucht des alten Feudalsystems systematisch niedergehalten worden wären — die Kornkammer, die wohlhabendste, ja reichste Gegend Oesterreichs! Nun ist's das das ärmste Volk, welches das üppigste Land bewohnt. Wie in ganz Ungarn, so findet man auch hier große Dörfer, aber auch meilenweit unbebautes Land. Den großen Grundbesitzern, den Adelligen war darum zu thun, ihre Unterthanen, ihre Roboter möglichst nahe um sich, möglichst an einem Orte beisammen zu haben, um über dieselben desto leichter verfügen zu können. So entstanden die ungarischen Riesendörfer. Daraus aber entsprang auch die verwahrloste Bebauung des Bodens. Nur die herrschaftlichen Gründe wurden gehörig bebaut. Die Unterthanen mußten die ihrigen vernachlässigen. Wie konnte auch der Bauer seinen Acker gehörig pflegen, wenn er oft eine Tagreise zurücklegen mußte, um an ihn zu gelangen? Die Aufhebung der Robot, hoffen wir, wird wol auch die dichtere Bevölkerung des Landes und mit dieser eine reichere Ausbeute dieses herrlichen Bodens nach sich ziehen. Man sieht die Rips-

pflanze wild an den Rainen wuchern. Noch wartet sie der Unternehmer von Delfabriken. Dies Land ist es, das jährlich Millionen Pfunde von Hanf ausführt. Noch wartet es aber der Spinnereien und Webereien, die es bereichern sollen. Was Oesterreich an Ungarn gewonnen, wird es erst erkennen; möge es auch es zu erhalten verstehen!

Nach einer kurzen Fahrt lenkten unsere Rosse auf die Höhe des Dammes ein.

Es waren die „großen“, jedoch nur ihrer Ausdehnung wegen sogenannten Römerschanzen. Man hat diese geradlinigen, grasbewachsenen Dämme lange Zeit für ein Werk der Römer gehalten, die sie ausgeführt haben sollen, um ihre, diesseits der Donau gelegenen Provinzen gegen den Andrang wilder Stämme zu schützen. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Dämme jemals geschaffen waren, die Rolle von Schanzen zu spielen. Weder in Germanien noch in Gallien hatten die Römer ähnliche Werke aufgeführt. Auch von den Avarn stammen diese „Schanzen“ nicht her, wie man jetzt allgemein annimmt, die sich auf solche Weise zwischen der Donau und der Theiß sollen fest

verschanzen gewollt haben. Vielmehr sind es Nichts als einfache Dämme, die von den jenseits der Schanzen wohnenden Völkern zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen der Donau und der Theiß aufgeführt worden.

Die ganze Bačka war überschwemmtes sumpfiges Land. Nur allmählig erhob es sich durch die jährlichen Ablagerungen von Schlamm über das Niveau der Ueberschwemmungen. Die Dämme aber blieben zurück und nun hält man sie für — Römerschanzen.

Von den kleinen Römerschanzen lenkten wir auf die Straße ein, die von Peterwardein über Temerin und Földvar nach Szegedin führt.

Eine wichtige Straße, die Gut, Blut und Leben kostete. Die Ungarn, rings von feindlichen Elementen umgeben, mußten Alles aufbieten sie zu behaupten, weil sie auf ihr ihre Verbindung mit den Lagern von D Kér, Verbasz, D Becse, so wie mit ganz Nordungarn unterhielten; den Serben war sie wichtig, weil sie diese Verbindung abzuschneiden trachten mußten. Dies war auch der Grund des Angriffes auf

Temerin, den wir an Ort und Stelle erzählen wollen.

Ein dachloser Thurm — die nackten Gemäuer eines Schlosses — ein langer Streif von Gebüsch, aus dem hie und da ein Stück kahler Mauer, ein nackter Schornstein hervorragt — es sind die Trümmer, die trübseligen Reste des einst so reich bevölkerten Marktfleckens Temerin, denen wir uns nähern.

Temerin war ein umfangreicher, durchaus von Magyaren bewohnter, den Grafen Szechen gehöriger, seiner Lage sowol als Bauart nach zur Bertheidigung wenig geeigneter Ort. Mitten in einer Ebene gelegen, hatte er weder ein Gewässer, noch einen Sumpf, welche den andringenden Feind aufhalten, noch höhere Punkte, von welchen dieser hätte beherrscht werden können. Seine Häuser waren mit sehr wenigen Ausnahmen aus Lehm aufgeführte, strohgedeckte, durch Gärten geschiedene Hütten. Die Straße war breit, lang, geradlinig, so daß man sie mit den Geschützen bequem von einem Ende des Ortes bis zu dem andern bestreichen konnte. An allen vier Seiten mündeten die Straßen von St. Tomas, Sziregh, Madalj,

Gospodince, Neusatz und Jarek frei in den Ort. Dennoch war er bei einiger Verschanzung zu halten, wenn man die zu beiden Seiten desselben gelegenen Orte Jarek und Sziregh in Besitz hatte, deren erster von Temerin aus zu sehen ist und die Verbindung mit Neusatz und Peterwardein unterhält, während der letztere der Knotenpunkt mehrerer Straßen ist, die sich hier an dem schmalen Defilé über den Krivajer Sumpf vereinigen, und so die Verbindung mit dem Lager von Verbász herstellt. Der wichtigere dieser beiden Orte war Sziregh, ein kaum eine halbe Stunde westlich von Temerin jenseits des Sumpfes gelegener Weiler, der nicht mehr als sechs bis acht Gebäude zählt. Ein schmaler, nicht zwanzig Schritt langer Damm führt dort über den Sumpf. Die Wichtigkeit des Punktes erkennend, hatten hier die Ungarn eine Schanze aufgeworfen und wohl besetzt.

Bereinzelte Angriffe auf die drei Punkte waren von den Serben oft unternommen worden, jedoch stets ohne Erfolg geblieben, weil eben keiner derselben ohne die andern gehalten werden konnte. Es mußten daher alle drei gleichzeitig angegriffen,

gleichzeitig genommen werden. Zu diesem Zwecke concentrirte Stratimirović am 20. August (1848) bei Kač, Gospodince und Nadalj beiläufig 3000 Mann theils Grenzer, theils Tschakisten, theils Serbier, mit zwanzig Kanonen. Temerin war von 7600 Mann Infanterie und Husaren, österreichisches, dem ungarischen Ministerium untergeordnetes Militär, unter dem Commando des Obersten Mathé, dann Honvéds, mit vierzehn Kanonen besetzt. Graf Szechen, Herr von Temerin und Major eines von ihm errichteten Honvédbataillons, war zugegen, der Kriegsminister Meszáros eben angekommen, die Besatzung zu inspizieren. Am 30. August setzten sich die serbischen Colonnen in Bewegung; während Stratimirović mit der Hauptcolonne von Nadalj aufbrach, rückte eine zweite, aus den Besatzungen von St. Tomas und Turia genommen, unter dem Befehle des Hauptmannes Joannović II. gegen die von einem Bataillone und vier Kanonen besetzte Schanze von Sziregh; eine dritte von Gospodince unter Dobanowaczky von den Römerschützen her gegen Temerin zur Unterstützung des Angriffes auf dies und eine vierte von Kač unter Joannović I., im

Munde des Volkes Ćiĉa genannt, gegen Jarek, einen theils von Deutschen, theils von Magyaren bewohnten Ort. Bei dem Wirthshause am Gad ließ Stratimirović von den Tschakisten eine Brücke schlagen und in der Nacht auf den 31. August von allen Seiten gleichzeitig zum Angriffe vorrücken. Ungarischerseits war indessen versucht worden, dem Angriffe durch ein Zurückdrängen der von Gospodince und Rač vorrückenden Colonnen entgegenzutreten. Nach Zurücklassung einer wohlvertheilten Besatzung rückten daher Infanterie, Husaren und Geschütze in derselben Nacht gegen die Römerschanzen vor und nöthigten am frühen Morgen die beiden Colonnen Dobanowaczki und Ćiĉa Joannović, das Gefecht anzunehmen. In der Höhe von Temerin angelangt, konnte Stratimirović an dem von Osten herüberhallenden Donner der Geschütze erkennen, was geschehen sei. Sogleich sandte er seine Colonne unter Anführung des tapfern Bernavorac gegen die Römerschanzen und diese kam daselbst eben zur rechten Zeit an, um den Kampf durch Bedrohung des Rückzuges der Ungarn zu entscheiden, und diese gegen elf Uhr Vormittags zum Rückmarsche nach

Temerin und Jarek zu zwingen. In ihren Positionen angelangt, richteten die Angegriffenen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Sicherung der Zugänge nach Temerin. Ihrer Artillerie mußte Stratimirović, wenn auch bis auf wenige hundert Schritte an den Ort herangerückt, weichen, als er Nachmittags den Angriff an allen Punkten erneuern ließ. Er zog sich Abends in seine Stellung jenseits des Sumpfes zurück, ließ die von den Eschakifisten geschlagene Brücke abbrechen, und auch die Colonnen an ihre Standpunkte zurückkehren.

Der folgende Tag verging in den Lagern der Serben ohne irgend eine Unternehmung.

Rauchend lagerten die Peterwardeiner um ihre Feuer, die Eschakifisten auf ihren kurzen Belzen, und die Serbianer verwunderten sich nicht wenig darüber, wie dem gospodin Gioko (so nannten sie Stratimirović nach seinen Vornamen Georg) ein Jurisch (Angriff) nicht gelingen konnte. Stratimirović lagerte im Schatten seines Zeltes und fertigte an die Colonnencommandanten versiegelte Befehle ab, die sie erst zur bezeichneten Stunde öffnen sollten.

Leisen Schrittes näherten sich ihm seine Tschakisten und Serbjaner, hockten lautlos nieder vor dem Zelte und sahen stumm und ehrerbietig zu, wie der Führer schrieb, als glaubten sie es errathen zu können, was er vorhatte.

Der letzte Befehl war versiegelt und abgesandt.
 „Wie seid Ihr mir, Junaci (Helden)? Seid Ihr mir Alle gesund?“ fragte Stratimirović in gewohnter Weise.

„He, gesund sind wir wol, Herr,“ erwiderte einer der sonnerverbrannten Krieger, die erst unlängst die knappe kaiserliche Adjustirung mit weiten weißen Gattian, darüber hängenden, und mit einem breiten Gurt befestigten kurzen Hemden, einer blauen Weste, einem schwarzen Flor um den Hals, und einem schwarzen, aufwärts gekrämpften Hute vertauscht hatten; „aber lieber noch wären wir Alle wund und zerhaut, nur in Temerin!“

„Da wollen wir noch hinkommen, wenn auch nicht jetzt,“ erwiderte Stratimirović.

„Wohin ziehen wir denn jetzt?“ fragte ein Anderer aus der Gruppe, die immer mehr und mehr anwuchs.

„In's Banat, Brüder, und von dort wieder einmal bei passender Zeit nach Temerin.“

Der Tschakiste schüttelte das Haupt, als wollte er nicht recht daran glauben, und die Andern sahen sich fragend an. Darauf zeichnete Einer mit dem Finger verschiedene Linien auf den Koffer des Führers hin.

„Was machst Du da, Alter?“ fragte Strati-mirović.

„Seht, Gospodin General,“ erwiderte der Gefragte, „ich denke, wie wir Temerin dennoch nehmen könnten. Der Weg ist offen, und die Kanonen der Ungarn können auch nur so lange schießen, als sie nicht vernagelt sind.“

Nach Sonnenuntergang wurde Bergatterung geschlagen. In den Lagern hatte sich die Kunde verbreitet, man werde in's Banat aufbrechen. Die Colonnen standen marschfertig. Da eröffnen die Commandanten ihre versiegelten Befehle — sie lauten auf nochmaligen Sturm gegen Temerin, Jarek und Sziregh. Der Čiča sollte um Ein Uhr nach Mitternacht von Jarek eintreffen und es erstürmen; Dobanovaczi hatte etwas später auf dem Felde zwischen Jarek und Temerin einzutreffen

und zu verhindern, daß der aus ersterem Orte geworfene Feind sich nicht auf letztern zurückziehe, nöthigenfalls die Jareker oder auch Temeriner Angriffscolonnen zu unterstützen; Joannović Pera hatte auf das Defilé und die Schanze von Sziregh Scheinangriffe zu machen, und es erst dann zu stürmen, wenn Temerin und Jarek gefallen sein würden; Stratimirović selbst wollte seine Colonne persönlich nach Temerin führen.

Um Mitternacht erreichte Stratimirović Gad wieder, ließ die Brücke schlagen und stellte seine Colonne auf der Madaljer Straße in Schlachtordnung auf. Um Ein Uhr donnerten Čiča's Kanonen von Jarek herüber. Der Commandant von Temerin, der Tags über keine sichern Nachrichten über die Absichten der Serben hatte erlangen können, detachirte fast alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte, ein Bataillon Infanterie und einige Escadronen Husaren ausgenommen, die er im Orte zurückließ, nach Jarek, in der Meinung, es geschehe nunmehr dort der Hauptangriff. Die Zurückgebliebenen stellten sich vor dem Orte hinter ihren Brustwehren auf, um allenfalls einem Nebenangriffe auf Temerin zu begeg-

nen. Da verkündeten Kanonenschüsse, näher haltend als jene von Jarek, daß Dobanovaczi in seiner Aufstellung eingetroffen sei, und Strati-
 mirović rückte im Sturmschritte gegen Temerin vor, nachdem er eine Abtheilung Tschakisten mit zwei Geschützen abgesandt hatte, um auf der Seite zwischen Sziregh und Temerin die linke Flanke des vor dem Orte aufgestellten Feindes zu umgehen, und wo möglich in den Ort einzudringen. Das verschanzte Bataillon empfängt die heranrückende Colonne mit einem kräftig unterhaltenen Feuer und knüpft ein hartnäckiges Infanteriegefecht an. Mitten im heißesten Kampfe macht eine Kanone der Serben, deren halbe Mannschaft niedergeschossen worden, rechts um und will den Kampfplatz verlassen. Eine der kämpfenden Abtheilungen geräth dadurch in's Schwanken, hält es für ein Zeichen zum Rückzuge, und ist im Begriffe, gleichfalls umzukehren, als Strati-
 mirović, dem im selben Augenblick eine Feuersäule an der westlichen Seite des Ortes das Zeichen gegeben, daß die Tschakisten in denselben bereits eingedrungen, an die Kanone ansprengt, den Führer derselben mit dem Säbel

niederschlägt, und sich dem Bataillon in den Weg wirft.

„Wollt Ihr in dem Augenblick von Temerin fliehen, da Ihr es erobert habt?“

Das Bataillon kehrt mit dem Rufe um: „Nein, Nein! Nach Temerin! nach Temerin!“ Die Brustwehr wird mit dem Bajonette erstürmt, der Feind in den Ort zurückgedrängt; die Serben dringen gleichzeitig mit ihm ein, ohne daß es seine Escadronen im Dunkel der Nacht irgendwie zu hindern vermögen. Die Flammen hatten indessen um sich gegriffen, Lärm und Verwirrung erfüllten den Ort.

Die Kanonen, die bei dem Kreuze vor dem Orte aufgestellt waren, säuberten mittelst Kartätschenschüssen die Straßen, in denen die Husaren, vom Brande beleuchtet, sich sehr ungünstig aufgestellt hatten. Die von den Dächern Temerin's aufsprühenden Funkenmassen entscheiden auch den schweren Kampf um Jaref zu Gunsten der Serben. Die ungarischen Truppen verlassen die beiden Orte und wenden sich in wilder Flucht gegen Peterwardein und S. Kér. Die armen Einwohner, die nicht Zeit haben, ihre Habe zu retten, fliehen nach den

Buſten. Eine Stunde ſpäter langt die Nachricht von der Erſtürmung der Sziregher Schanze ein. Der Ort iſt in der Gewalt der Serben — aber auch der Flammen.

Bergebens ſuchen die Eroberer ihnen Einhalt zu thun. Noch vor Sonnenaufgang erhebt ſich ein Sturmwind, die Flammen ſchlagen quer über die Straßen zuſammen, Vulkane von Funken, ganze Dächer fliegen lodern und funkenſprühend in die Luft. Ein Schlag, ein Getöſe, als bräche der Himmel über das pechſchwarze Rauchmeer herab — die Kirche, in der die Ungarn ihre Munition zurückgelaffen hatten, fliegt in die Luft.

Die Trommeln wirbeln zum Rückzug.

Die ſiegende Schaar verläßt den brennenden Ort, den keine Menſchenmacht mehr der Wuth des Brandes zu entreißen vermag, und lagert außer dem Bereiche deſſelben im freien Felde.

Der Morgen zeigt von Temerin Nichts als einen Haufen glimmenden Gebälkes, nackter Lehmmauern, und darüber eine dicke ſchwarze Rauchwolke, ein Grabtuch über einer Leiche. Vierzig bis fünfzig Serben hatten unter demſelben ebenfalls ihr Grab gefunden.

Zweiundzwanzig Monate sind seit jener Nacht mit ihren Frühlingen und Wintern und mit allem Wechsel der Geschicke über diesen Schutthaufen hingegangen, und an der Seite eines Offiziers, der unter den Stürmenden gewesen, durchwanderte ich die öden Gassen von Temerin. Von Wiederaufbau erhob sich noch nirgend eine Spur. Die dachlosen Hütten standen verlassen, kaum die Hälfte der ehemaligen Bevölkerung war zurückgekehrt, und hatte die verfallenden Herde aufgesucht.

Tiefer Ernst lagerte in den Zügen des jungen Kriegers. Schweigend schritt er neben mir einher, er vermochte die tiefe Erschütterung bei dem Wiedersehen des Ortes, wo er so theuern Sieg errungen, nicht zu verbergen.

„Es war ein schrecklicher Anblick!“ nahm er endlich das Wort, „mir unvergeßlich in die Seele geprägt. Zwei Monate später sah ich Temerin wieder. Es war eine feuchte, unfreundliche Novembernacht, als ich hier durchfuhr. Verkohltes Gebälk lag noch quer über die Wege, der kühle Wind rauschte in den wenigen, welken Blättern, die der Brand dem Herbst gelassen, und die herrenlosen Hunde heulten hungrig aus den ver-

lassenen Höfen in die wüste Nacht hinaus. Zum ersten Male in meinem Leben erfaßte mich ein Grauen.“ —

Wir traten in einen der Höfe. Etwas Schilfrohr diente hier einer der zurückgekehrten Familien als nothdürftiges, kaum vor Regen schützendes Obdach. Ein Koffer, eine Streu, ein Heiligenbild und ein Krug waren alle darin untergebracht. In einer Ecke war ein Haufe verrosteten, aus den Trümmern hervorgescharreten Eisens sorgsam aufgeschichtet, Hufeisen, Aexte, Ketten, Wagenbeschläge. In einer andern Ecke des Hofes grünte auf etwa vier Klaftern Raumes etwas Kohl, Kraut und Bohnen, ein dürftiger Küchengarten.

„Ihr seid wol recht traurig?“ fragte der Offizier auf ungarisch ein Weib, das uns entgegen trat.

„Wir können nicht anders,“ antwortete das Weib. „Aber wir trösten uns, denn wir haben's nicht verschuldet. Wir wollten keinen Krieg und keine Feindschaft und wollten den Ort übergeben. Aber die Herren wollten's nicht und das hat uns denn Hab und Gut gekostet.“

„Ihr könnt wol die wilden Ráczen gut leiden, die Euch Euere Häuser verbrannt haben!“ bemerkte der Offizier.

„Wir lieben sie eben nicht, erwiderte das Weib.

„Magyar und Ráczen,
Hund und Katzen;
Rácz und Magyar,
Zank das ganze Jahr!

Aber die Magyaren haben's ihnen auch nicht anders gemacht. Wie sie den Popen daher geschleppt brachten hinter einem Wagen, und da draußen auf der Pusta ihn in brennendes Stroh legten, da sagte ich gleich, es kann nichts Gutes d'raus werden, und so ist's gekommen.“

„Was werdet Ihr im Winter machen, Leute?“

„Den letzten Winter haben wir wol elendiglich in Frost und Noth zugebracht. Nun aber stehen die Saaten auf den Feldern und bis die im Herbst hereingebracht und verkauft sind, werden auch noch einige Häuser fertig. Bis jetzt hat man trachten müssen, vor allem Andern die Tretmühlen herzustellen, um den neuen Weizen gleich zu mahlen. Gibt Gott nur erst Brod, dann gibt er auch Dach, darunter man's ist.“

Szent Tomas.

Die drückende Schwüle eines Mittags, den kein Luftzug, kein Schatten, das Vorbeirauschen keines Baches milderte, lag auf den Füßen von Temerin, als wir die Trümmer dieses Ortes verließen, und uns gegen Szent Tomas wandten. Nach etwa drei Viertelstunden hatten wir den Krivajer Sumpf erreicht, und setzten über den schmalen, die beiden Ufer desselben verbindenden Damm, das für Magyaren sowol als Serben im Kriege so wichtige Defilé von Sziregh, von dessen Befestigungen nur noch einzelne Reste vorhanden, und lenkten auf den Weg nach Szent Tomas ein. Die Felder und Büsten zwischen den beiden genannten Orten sind Schritt für Schritt die Schaupläze durch anderthalb Jahre

sich täglich wiederholender Kämpfe, die aufgewühlten und noch nicht übergrastten Stellen zu beiden Seiten der Straße sind die Ruhestätten Tausender von entschlossenen und tapfern Belagerern sowol als Vertheidigern, die hier ihre Gräber gefunden. Hier ruht die blutige Ernte zahlloser Schlachten, hier kann manche Ungarmutter das Grab ihres Söhnleins, hier können die dreihundert Wittwen von Szent Tomas die Gebeine ihrer Männer, ihrer Söhne suchen. In Serbien, in Bosnien, in Bulgarien drüben wird mancher Vater der Heimkehr seines tapfern Sohnes harren, und ahnt es nicht, daß dieser auf der Pusta von Szent Tomas begraben liegt.

Wir fuhren auf der Neusager Straße an den Ort heran. Schon aus ziemlicher Entfernung verläuft diese Straße in so gerader Richtung, daß man ohne Hinderniß fast bis mitten in den Ort hineinschauen kann. Kein Wunder also, wenn die Kugeln des heranrückenden Feindes als Signale des beginnenden Kampfes bis in's Herz des Ortes flogen.

Szent Tomas hat sich durch siegreiche Ausfälle, durch die wahrhaft löwenmüthige Tapferkeit

seiner Einwohner und durch drei siegreich abgeschlagene Stürme einer überlegenen feindlichen Macht den Ruf eines festen Platzes erworben, und es dürfte für die Leser nicht ohne Interesse sein, dieses „Serbenbollwerk“ — Srbobran — wie es seither die Serben nennen, etwas näher kennen zu lernen. Es wird ihnen dies jedenfalls leichter werden als es meiner wandernden Benigheit geworden, da sie nicht durch Sümpfe und Moräste zu waten, sondern höchstens die Charte von Ungarn zur Hand zu nehmen und die gerade Linie aufzusuchen haben, welche im Süden dieses ehemals so stolzen Reiches die Donau mit der Theiß verbindet, und den Franzenskanal darstellt. Wenige Meilen seitwärts von der Theiß werden sie den genannten Ort hart am Ufer des Canales zwischen diesem und dem weit ausgedehnten Krivajasumpfe gelegen finden. An der Ostseite des Ortes mündet dieser Sumpf in den Canal, und bildet so eine Landspitze, ähnlich der, auf welcher das unbezwingbare Komorn gelegen ist. Auf dieser Landspitze liegt Szent Tomas. Eine einzige, leicht abzuhebende Brücke führt von der Südseite über den Canal, von der Nordseite

über den Sumpf in den Ort. Diese natürliche Lage, die Nähe der Römerschanzen und des Tschalkistendistriktes machten Szent Tomas zu einem leichter denn irgend ein anderer zu behauptenden Punkte; die von den Serben aufgeführten Verschanzungen sollten ihn zu ihrem Hauptstützpunkte machen. Und doch sind diese Verschanzungen, wenn sie auch in Folge der natürlichen Lage des Ortes in ihren Grundzügen viel Aehnlichkeit mit den Werken von Komorn haben, Nichts als schwache, kunstlos und oft sogar unbeholfen, bloß instinktmäßig aufgeworfene Erdwälle, deren vorzüglichster, ähnlich den Komorner Palatinalschanzen, in gerader Linie zwischen dem Canale und dem Krivajasumpfe verläuft, und das Gebiet des Ortes gegen Westen zu einem umfriedeten Dreiecke abschließt. Das südliche Ende dieses Balles ist von dem Canale durch ein Stück rohrbewachsenen Sumpfes getrennt, das nördliche Ende wird von einer gut angelegten, das ganze Terrain beherrschenden Lunette gebildet. Das südliche Ende war trotz des Sumpfes dennoch der schwächste Punkt der ganzen Linie, die man die Verbaßer nannte, nicht sowol ihrer Lage wegen, als weil

sie wegen des Mangels an Querschützen die Vertheidiger den jenseits des Canales aufgestellten Kanonen des Feindes vollkommen Preis gab. Hier war es auch, wo in der heißen Schlacht vom 18. und 19. August 1848 die beiden todesverachtenden Bataillone Alexander unter des Obersten Bakonyi Anführung trotz der löwenhaften Gegenwehr der Serbier stürmten und den Platz behauptet hätten, wenn sie von den nachrückenden Sturmcolonnen kräftiger unterstützt worden wären.

Es waren aber auch dies heiße Tage für Szent Tomas! Jung und Alt, Vater und Sohn eilten hinaus und stellten sich in die wenig zahlreichen Reihen der Vertheidiger, um gegen eine Macht von 30,000 Mann den Boden, auf welchem die serbische Erhebung ihren festen Fuß gesetzt, zu behaupten und den Namen Szent-Tomašci junaci zu verdienen. Wie viel an Szent Tomas gelegen war, zeigte sich später, da nach dem Falle dieses Ortes die ganze Bačka in die Hände der Ungarn fiel. Mögen die Leser dem Wanderer an der untern Donau gestatten, ein flüchtiges Bild dieser heißen Tage aufzurollen.

Im Repräsentantenhause zu Pesth hatten sich bekanntlich Klagen gegen die Lauigkeit erhoben, mit der die Unterdrückung des Aufstandes im Süden betrieben wurde. Der Kriegsminister Mézáros beschloß selbst Hand an's Werk zu legen und begab sich in die ungarischen Lager. Zu Ende der ersten Woche des August brachte ihn das Theißdampfschiff Neptun nach O Beče, und um die Mitte des Monats war eine Macht von 80,000 Mann zusammengezogen um das serbische Volk mit einem Schlage zum Gehorsam zu bringen. In einem engen Bogen — von Peterwardein über Temerin, die beiden Kér, Verbaß, Beče, bis Taras — hielt die ungarische Heeresmacht die wenigen, jedoch durch die sumpfige Beschaffenheit des Terrains begünstigten Stellungen der Serben umspannt. Wäre noch Titel und Verlaß in ihrer Gewalt gewesen, die kleine Schaar der Serben, ringsum eingeschlossen, hätte sich nicht halten können. Dieser Heeresmacht standen die sechsmal schwächern Serben in einem kleinen Bogen gegenüber, der sich zwischen Moschorin und Szent Tomas längs des rechten Ufers der Theiß und des Canales hinzog. Der

Angriff war ungarischer Seits auf die ganze Linie beabsichtigt, die Hauptmacht jedoch gegen Szent Tomas, den Schlüsselpunkt der serbischen Aufstellungen gerichtet.

Am 18. August setzte sich das ungarische Heer in Bewegung. Méßáros und Bechtold commandirten es bei Verbaß, Eder bei Beče, Ernst Riß bei Beckerek, Grabowski bei Temerin. Wollnhofer, Bakonyi, Kolowrat, Esterhazy waren mit ihnen. Damjanic stand als Major an der Spitze eines Bataillons.

Die ungarische Hauptmacht (3000 Mann) rückte gegen Szent Tomas; eine Abtheilung (14,000 Mann) gegen Turia und Földvár, während der Rest der Macht an verschiedenen Punkten den Uebergang über die Theiß forciren sollte.

Der Angriff führte an diesem Tage zu keinem ernstern Kampfe und wurde bald eingestellt.

Der Obercommandant des serbischen Insurrektionsheeres, Stratimirovic, der sein Hauptquartier in Josefsdorf hatte, eilte noch in der Nacht von da nach Szent Tomas. Von wenigen Getreuen begleitet erreichte er es nach Mitternacht auf Umwegen durch Felder und Sümpfe, oft

hart an den ungarischen Vorposten vorbei und übernahm selbst das Commando. Kanonenschüsse, die um vier Uhr Morgens in sein Hauptquartier einschlugen, zeigten an, daß der Angriff auf der ganzen Linie im Umfange von sechs Meilen begonnen habe.

Gegen Szent Tomas waren drei Colonnen im Anzuge; die eine gegen die Verbázer Linie, die zweite gegen die Brücke, die durch einen Brückenkopf geschützt war, die dritte gegen den schmalen Damm, der über den Krivajasumpf in den Ort führte. Alle drei Colonnen eröffneten gleichzeitig ein heftiges Geschützfeuer gegen den Ort, der alsbald an mehreren Stellen zu brennen anfing. Das Löschen wurde den Weibern und Kindern überlassen. Die Männer und die jungen Leute stimmten ihr Kriegslied an:

„Ustanimo doba tu je!
Gle! dušmanin lance kuje!
Nedajmo se, da nas kara!“

(Erhebt Euch! auf! 's ist an der Zeit!
Seht! Ketten hält der Feind Euch bereit!
Und gebt's nicht zu, daß er Euch knechte!)

und eilten an die bedrohten Punkte. Der Brücken-

Kopf wurde besetzt. Der Pole Wnorowski, damals Commandant der serbischen Artillerie und Nationalmajor, ein Mann von seltener Entschlossenheit und Kühnheit, der für seine Verdienste um Oestreich nachmals mit der Stelle eines Unterlieutenants in einem Gränzregimente belohnt worden, leitete hier die Vertheidigung. Fünfhundert Serbianer mit ihren langen Albanesenflinten eilten in die Sternschanze Erbobran, und Stratimirović selbst führte seine Gränzer, Bačer und Szent-Tomascher Freiwilligen an die Schanze von Verbaß. Zwei Stunden verstrichen unter unnützem wechselseitigem Bombardiren. Endlich rückten die ungarischen Colonnen an allen drei Punkten zum Sturme vor. Der Hauptsturm sollte unter den Befehlen des Kriegsministers und Bechtolds auf die Verbaßer Schanze unternommen werden. Bis gegen Mittag jedoch geschah nichts Entscheidendes. Um diese Zeit schien es als ob die an mehreren Punkten zurückgedrängten Ungarn alle ihre Kräfte gegen das schwächste der Werke, gegen die Verbaßer Linie sammeln wollten. In der That verdoppelten bald die gegen diese Linie aufgeführten Geschütze das Feuer und fuhren bis auf sechshun-

dert Schritte an den Ball an. Gleichzeitig erschienen die Sturm Massen auf dem Schlachtfelde, und jenseits des Canals aufgefahrene Geschütze bestrichen die Bertheidiger, die durch keine Querschanze geschützt waren, auf eine mörderische Weise. Die Lage war verzweifelt und es galt einerseits diese Kanonen zum Schweigen zu bringen, und andererseits dem Sturme wirksam zu begegnen, wenn nicht Szent Tomas fallen und das Blut aller Bertheidiger die Schanze röthen sollte. Wnorowski war es, der herbeigerufen wurde, um mit den wenigen ihm zu Gebote stehenden Kanonen das Erstere auszuführen, von denen sogar noch einige dazu verwendet werden mußten, um durch einen Kartätschenhagel die herandrängenden Stürmer zum Wanken zu bringen. Die Röhre wurden von den Lafetten gelöst, mit den Armen auf die Brustwehr gehoben, und unverdrossen wieder hinaufgeschleppt, wenn sie nach jedesmaligem Abfeuern wieder hinuntergeschleudert waren. Wnorowski gelang es bald einige der mörderischen Stücke zu demoliren, und die Batterie zum Verstummen zu bringen.

Das erste Bataillon der Sturmcolonnen war

hingegen trotz der Kartätschen bis an das linke Ende der Schanze herangerückt, und über und um dasselbe eingedrungen. Oberst Bakonyi focht an der Spitze seines Regimentes mit seltenem Heldennuthe. Einer seiner Offiziere erklimmte mit gezücktem Säbel den Wall, und stürzte in demselben Augenblicke von dem Bajonnet eines Gränzlers durchbohrt in den Graben zurück, als er den feuersprühenden Schlund einer Kanone mit einer Handvoll Erde zum Schweigen bringen wollte. Die den linken Flügel der Vertheidiger bildenden Serbier begannen nach einem blutigen Gemelzel dem Andrange bereits zu weichen, als Bigga und Bošnić mit ihren Gränzern noch früh genug herbeieilten um sie aufzuhalten und den Kampf wieder herzustellen. Alle Kanonen wurden nun von Wnorowski gegen die nachrückenden Sturmcolonnen gerichtet, und diese mit solchem Nachdrucke beschossen, daß sie zum Wanken gebracht wurden und außer Stande waren, das bereits eingedrungene Bataillon zu unterstützen. Nach einem kurzen aber wüthenden Handgemenge, in welchem sich die Gränzer nur des Bajonettes, die Serbier nur des Handjars bedienten, sehen

sich die Eingedrungenen genöthigt, die kaum genommene Schanze wieder aufzugeben, und sich in eiliger Flucht auf ihre Kanonen zurückzuziehen. Die Serbianer folgen ihnen bis an die Geschützpositionen, und der Rückzug der ganzen Colonne Mészáros-Bechtold wird allgemein. Dies bedingt zugleich den Rückzug der andern Colonnen und entscheidet die Schlacht auf der ganzen Linie von Szent Tomas bis Moschorin. Die ungarischen Zeitungen schrieben das Mißlingen dieser Unternehmung, das auf die Regierung zu Pesth sehr niederdrückend wirkte, dem Mangel an Eifer für die Sache, der sie dienten, seitens der Generäle zu. Das Wort Verrath wurde in der Nationalversammlung laut. Die Generäle schoben die Schuld auf den eingetretenen Mangel an Munition und die Verwirrung, die durch das Zurückfahren der Munitionswagen hervorgebracht worden. Dem sei wie ihm wolle, die Serben hatten nicht nur ihren wichtigsten Punkt behauptet, sondern die Aufmerksamkeit Oesterreichs auf sich gelenkt und einen Moment herbeigeführt, der den Ereignissen eine neue Richtung geben sollte. Die nationale Erhebung der Serben fing an in das

Stadium einer specifisch-kaiserlichen hinübergeleitet zu werden.

Noch einen Angriff schlug Szent Tomas einen Monat später unter dem Commando des tapfern Bigga zurück, ehe es im Frühjahre des folgenden Jahres dem Schwerte Perczels unterliegen sollte. —

Das Szent Tomas, das wir nun sahen, war nicht dasjenige, das früher seiner Wohlhabenheit wegen so gerne besucht war, nicht das, aus welchem eine Handvoll Menschen einem Heere getrozt, es war das Szent Tomas, wie es Perczel zurückgelassen, ein zerstörtes, verarmtes.

Einige der ehemals vornehmern, nun herabgekommnen Bürger, denen durch den Boten, den wir vorausgesandt hatten um für uns in dem von allem entblößten Orte eine Unterkunft und ein Mittagmahl zu bestellen, der Name des Offiziers verrathen worden war, traten uns in einer der zerschossenen Straßen entgegen.

„Herr, wir wollten Euch zu Pferde entgegenziehen. Aber Euer Einzug hier ist diesmal wahrlich kein freudiger, und so haben wir es denn unterlassen,“ sprachen sie den Offizier an und nöthigten uns dann, ihnen in das Haus eines

ehemals reichen Kaufmanns zu folgen, wo uns ein schlichtes Mahl erwarte.

Durch einen Haufen zusammengebrochenen Gemäuers wurden wir in einen Hof geführt, in dessen einer Ecke eine hölzerne Baracke, die ehemals zur Aufbewahrung von Ackergeräthschaften gedient hatte, wie durch einen wunderbaren Zufall vom Feuer verschont geblieben war und die dem Kaufmanne und seiner Familie nun als Wohnhaus diente. Am Fuße einiger schlechten hölzernen Stufen, die zum Eingange hinführten, erwartete uns der Hausherr, und ein Mann mit starkem Schnurr- und Backenbarte, in ziemlich dürftigem Anzuge, den die Andern Senator nannten, sprach einige Worte der Begrüßung im Namen der tapfern und so unglücklichen Einwohner von Szent Tomas. Die Baracke, durch deren Breterwände Licht und Luftzug freies Spiel hatten, umfaßte nur einen einzigen Raum, dessen vier Ecken gleichzeitig als Speisesaal, Schlafzimmer, Küche und Garderobe dienten. Die Federbetten waren auf den Fußboden aufgeschichtet. Die wenigen geretteten Kleider hingen an Nägeln umher, einige Heiligenbilder an der Wand zeigten von

der Würde, zu welcher die Breterbude erhoben worden. Zwischen zwei Betten war eine lange Tafel errichtet und mit einem alten Kanapee und einigen mangelhaften Stühlen und Bänken umstellt worden. Wir nahmen daran Platz. So dürftig die Neußerlichkeiten waren, so reichlich fiel gegen alle unsere Erwartung das Mahl aus, an dem außer dem Senator noch einige städtische Beamte und Offiziere der ehemaligen serbischen Nationalarmee, meist junge, kräftige Leute, Theil nahmen. Der Serbe, und wenn er noch so arm ist, läßt sich Nichts nachsagen, wenn er Jemanden bewirtheht. Ausschließlicher Gegenstand des Tischgesprächs waren die Kämpfe von Szent Tomas, waren die Vergleiche dessen, was man angestrebt, mit dem, was man errungen. Die Herren geriethen dabei oft so sehr in Eifer, daß die Gläser und Weinflaschen von ihren Schlägen auf den Tisch erzitterten. Das historisch gewordene Temperament von Szent Tomas gewann die Oberhand über die Mäßigung, die man Anfangs einem sehr verehrten Gaste schuldig zu sein glaubte. Ein kleiner untersehter Mann mit blitzenden Augen that sich durch Kraft der Stimme und der Faust besonders

hervor. Jeden Augenblick konnte ein mit den Gebräuchen des Ortes nicht Vertrauter glauben, daß er bald den, bald jenen auf das Schrecklichste beleidige, und eine Nichts weniger als friedliche Unterbrechung der Tafel hereinzubrechen drohe.

Indessen wurde ihm fast jedesmal in nicht sanfterer Weise geantwortet. Bald schrien Alle, und eine Versicherung des Senators, daß der Gast nicht gekommen sei, um Proben der Szent Tomascher Stimmausgiebigkeit anzuhören, die er an den Schanzen von Verbaß ohnehin längst kennen gelernt, reichte hin, um die brausenden Elemente sogleich zu beschwichtigen.

„Wenn ich nur noch zwanzig Mann gehabt hätte“, rief ein seiner Kurzsichtigkeit wegen bekannt gewordener ehemaliger Nationalhauptmann aus, „bei Gott, die Magyaren ständen noch heute vor Szent Tomas! So lange ich an der Brückenschanze stand, sah ich keinen einzigen nahe kommen!“

„Das glaub' ich Dir“, erwiderte ein Zweiter, „weil Du sie noch nicht sahst, als sie Dir unter der Nase standen!“

„Daß die Magyaren heute noch vor Szent Tomas ständen, glaub' ich auch, weil Du sie ge-

wiß nicht verjagt hättest“, schrie der Kleine mit blickenden Augen. „Das ist aber gewiß, daß sie nie nach Szent Tomas gekommen wären, wenn mich General Thodorovic nicht so lange bei sich aufgehalten hätte. Als ich sah, wie schlimm es um uns stand —“

„Da ließt Du davon“, fiel ihm ein Dritter in die Rede.

„Was lief ich? Wer lief? Du ließt, daß Dich die Haasen auf dem Felde nicht einholen konnten. Ich aber eilte nach Kifinda zu General Thodorovic, um Kanonen. Herr General, sagte ich, wir brauchen Kanonen, wenn wir uns halten sollen. Wir brauchen Achtzehnpfünder. Um Gottes Willen, geben sie uns Achtzehnpfünder, mit denen allein können wir noch was ausrichten. Wenn wir Achtzehnpfünder haben, kommt keine magyarische Maus in den Ort. Der General aber wollte Nichts hören, und sagte, wir seien keine kaiserliche Truppe, und darum könne er uns kein kaiserliches Geschütz leihen. Wir hätten die Geschichte selber angefangen, und sollten uns nun selber helfen wie wir könnten. Excellenz, schrie ich, wir kämpfen für den Kaiser so gut wie für

uns! Der General zuckte mit den Achseln und ließ mich stehen. Da kam die Nachricht, daß Szent Tomas von Perczel angegriffen sei. Wieder ging ich zum General. Da war ein junger Oberst bei ihm, und der sagte ihm, daß er uns nicht im Stich lassen solle, und daß er uns wenigstens einen Achtzehnpfünder leihe. Der General gab die Anweisung, ich mußte aber mit meinem ganzen Vermögen für den Achtzehnpfünder haften. Die Bespannung zum Fortführen wollte mir aber der General durchaus nicht geben. Da verging wieder ein halber Tag, bis ich für mein Geld das Stück bespannen konnte. Nun ging's nach Szent Tomas. Eine halbe Stunde von hier bekam ich die Nachricht, daß die Ungarn schon eingerückt seien. Ich sage Euch, wenn mir der General den Achtzehnpfünder sogleich gegeben hätte, Perczel wäre mir nie hereingekommen.“

„Und ich sage Dir“, nahm ihm ein junger, blasser Mensch das Wort ab, „und wenn Du noch fünf Achtzehnpfünder gehabt hättest, wir hätten uns nicht mehr halten können. Mit uns Serben hatte es schon damals einen Haken und den will ich Dir sagen. Wir sollten nicht sagen können,

daß wir das Land gegen die Ungarn behauptet haben, wir mit unserem eigenen Blut. Drum sah man ruhig zu, wie die Ungarn Ort um Ort besetzten, und zog die Truppen aus dem Lande, die man früher zur Unterstützung gesandt hatte, damit man es dann mit diesen Truppen allein und ohne uns den Ungarn wieder abnehmen könne. Nun begreifst Du, warum Du keine Kanonen bekommen!“

„Recht hast Du!“ rief ein dicker Mann von der Ecke des Tisches herauf. „Die Serben werden übermüthig, und werden sich was einbilden, sagte damals ein Marschall. Man muß machen, daß sie hungern, dann werden sie zahm werden. Und bald darauf rückte Perczel ungenirt bis an die Donau hinab.“

Dem Senator mochte der Geist, der sich in's Gespräch einzuschleichen begann, nicht sehr am Plage scheinen, und so stand er denn auf, hob ein Glas mit Wein in die Höhe und brachte einen Trinkspruch auf den Gast aus, worin er der Verdienste erwähnte, die sich dieser um die ganze Nation und um Szent Tomas insbesondere erworben. Serbische Trinksprüche sind eigentlich Trinf-

reden. Sie dauern lange und enden, besonders angesehenen und geschätzten Personen gegenüber meist mit dem Gesange mnoga ljeta!

Die Zeit, die mit Trinkreden und deren jedesmaliger Erwiderung verbraucht wurde, ließ den guten Szent Tomassern Muße genug um ihrem Gedankengange eine andere Wendung zu geben. Es wurden nun der Reihe nach Zutränke auf den Banus, auf Knićanin und Stratimirović, und endlich auf die „schöne Dreiheit serbischer Falken“ ausgebracht:

„Živio, živio,
Jelačiću Bane!
Živio, živio
Knićanin Stevane!
Živio, živio,
Stratimiru Gioko!
Živio, živio,
Srbobranski soko!“

Es lebe, es lebe
Jelačić, der Ban!
Es lebe, es lebe
Knićanin Stefan!
Es lebe, es lebe
Georg Stratimirović!
Es lebe, es lebe
Der Falke von Szent Tomas!

Einen von meinem Reisegefährten ausgebrachten Toast auf die Szent Tomascher Helden erwiderte ein junger Mann von schwächlichem, gutmüthigem Aussehen mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille an der dünnen schwarzen Orleansblouse. Er war Nationallieutenant gewesen und hatte bei dem zweiten Angriffe auf Szent Tomas das Feketehegyer Defilé vertheidigt.

„Warum haben Sie nicht weiter Kriegsdienste genommen?“ fragte ich den jungen intelligenten Mann.

„Weil man meiner nicht mehr bedurfte“, erwiderte er mir, indem er ein Entlassungspatent aus der Brusttasche hervorzog, in welchem ihm eine dreimonatliche Gage als Abfertigung angewiesen, jedoch verboten wurde die Uniform zu tragen oder sich der Distinctionszeichen des bekleideten Ranges zu bedienen. Der junge Mann schien sich mit Ergebung in diese Abandonnirung zu fügen, und hatte nur einen Wunsch — für seine Thaten wenigstens eine Auszeichnung zu erhalten, wie sie bei Offizieren üblich ist, da bekanntlich nur der gemeine Soldat, der Corporal und der Feldwebel mit der Tapferkeitsmedaille be-

lobut wird, für Offiziere jedoch andere Decorationen bestehen.

„Was mir weh thut“, sprach er, „ist nur, daß man uns Nationaloffiziere immer geringer geachtet, als die kaiserlichen Offiziere, wenn wir auch gewiß nicht minder tapfer und freiwillig unser Leben für den Staat eingesetzt haben, ja daß man uns meist so betrachtet hat, als wenn wir blos gemeine Soldaten, und gar nicht intelligente Leute und Offiziere wären.“

Mit weniger Gleichmuth trug ein zweiter junger Mann, der ebenfalls Nationaloffizier gewesen, ein Entlassungspatent in der Tasche. „Ich habe das Meinige gethan, wie irgend Einer“, rief er mit sichtlich Erregtheit. „Barum mir aber der General ** auf meine Bitte, mir weiterhin den Offizierstitel zu lassen, antwortete, daß das nicht angehe, daß es mir jedoch freistehe, als Gemeiner oder Cadett einzutreten und ihn wieder zu erwerben, habe ich nie begreifen können. Ein Anderer vor mir, der Sohn eines Glasers, wollte ebenfalls weiter dienen und wurde ebenfalls abgewiesen. Mein Vater ist um sein Haus, um sein ganzes Vermögen gekommen, wie soll ich mich nun

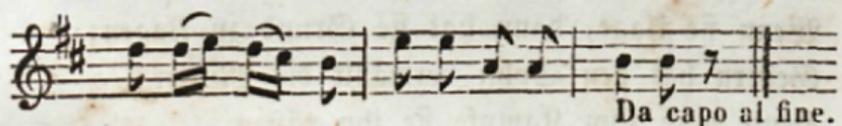
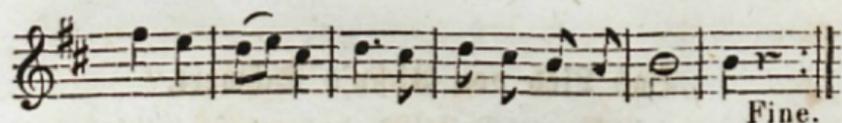
erhalten? fragte er. Sie erhalten eine Abfertigung, kaufen Sie sich einen Zollstab und einen Stein und gehen Sie Fenster einschneiden wie früher; Sie werden jetzt in der Bačka genug zu thun haben! war die Antwort, die er bekam. Dem Sohne eines Schneiders wurde der Rath gegeben, nun, da der Krieg vorüber, sich Nadel und Zwirn zu kaufen, und nähen zu gehen. Ich habe nicht gekämpft um meines Vorthells willen. Ich habe Weib und Kind verloren und bin ein Bettler geworden. Aber gefreut hätte es mich, für alle meine Opfer als einzige Anerkennung wenigstens die Erinnerung, daß ich Offizier gewesen, behalten zu dürfen. Das hätte Niemandem geschadet, Niemanden entehrt, den Stand wahrhaftig nicht herabgewürdigt, und in mir und den Andern statt des Gefühls der Zurücksetzung die Begeisterung wach erhalten. So aber —“

Die summenden und schnarrenden Töne einer Sackpfeife machten einer Reihe von noch andern vorgebrachten Beschwerden ein Ende, die besser in ein politisches Promemoria, als in diese Reiseeindrücke passen. Ein Sackpfeifer war gekommen, um dem Gospodin — so nannte er kurzweg mei-

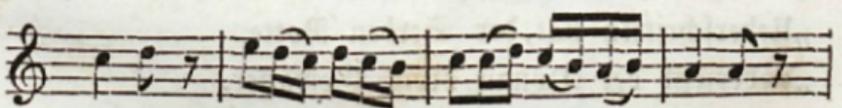
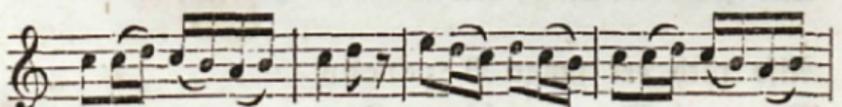
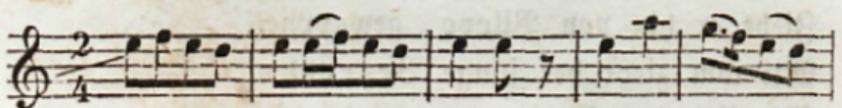
nen Reisegefährten — seine devote Ehrenbezeugung durch den Vortrag einiger Melodien abzustatten, die in den serbischen Lagern gesungen zu werden pflegten. Als er sich überzeugete, daß der Gospodin wirklich der Gospodin sei, und noch lebe, konnte er dem Ausbruche seiner Freude nicht mehr Einhalt thun, stimmte seine feurigste Melodie an, warf dabei den sonnenverbrannten Lockenkopf frohlockend von einer Seite zur andern und dann, indem er einen Vers sang, wie ganz selig in den Nacken zurück, und hüpfte dabei trotz der schweren Stiefeln im Takte umher, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann.

Vor allem Andern aber sang er die „serbische Marseillaise,“ die Melodie, der an der Donau und an der Theiß Tausende von Serben begeistert in den Tod folgten:





Hierauf stimmte er folgende Weise an:



und recitirte in ihr zu Ehren des Gastes

„Das Lied von Bichy's Schwert,“

(ein altes, vielgekanntes Volkslied, das wahrscheinlich irgend ein Pöpe den jüngsten Ereignissen anzupassen unternommen:)

Klagt ein Weibchen, graues Kufukweibchen
 Im Gebirg, von Waradin nicht ferne;
 War kein Weibchen, graues Kufukweibchen,
 Morig Perczel's alte Mutter war es.
 Wenn sie klagt, dann hat sie Grund zu klagen;
 Gestern hat den Sohn vermählt die Mutter,
 Heute muß zum Kampfe sie ihn rüsten,
 Ungeliebt läßt er die junge Eh'frau. —
 Rüstet aus zum Kampf den Sohn die Mutter,
 Nach den sand'gen Flächen, nach den Sümpfen
 Zieht er hin von Bilovo, gewappnet,
 Mit ihm zieht der junge Bezeredy,
 Mit ihm der Magyaren mächt'ge Heerschaar. —

Also rath der junge Bezeredy
 Perczel Morig, seinem Commandanten:
 „Uebersritten hat der Serben Rotte,
 „Uebersetzt der Donau breit' Gewässer.
 „Ihr voran zieh'n drei verweg'ne Häupter:
 „Zelačić, der Ban, ist ihrer Einer,
 „Der zu Agram herrscht, der weißen Hauptstadt,
 „Und viel Herzleid schafft den Serbenmüttern,
 „Ob der Söhne, die er führt zur Wahlstatt;
 „Knićanin Stefane ist der And're,
 „Aus dem Serbenland ein Serbenhäuptling,

„Der die Welt durchkreuzt, nach Streite suchend
 „Nirgend ausbleibt, wo es gilt zu kämpfen;
 „Gjorgje, Stratimirović geheißten,
 „Ist der dritte von den Serbenführern,
 „Wahrlich uns Magyaren kein Gewogner,
 „Er, der Zichy's Säbel hat erbeutet,
 „Der zu unsrer Schande ihn umgürtet,
 „Und nicht Kaiser fürchtet und nicht König.
 „Sei bedacht d'rum, tollkühn nicht zu sterben,
 „Nimm in Acht Dich vor des Feindes Händen,
 „Vor der Hand der Serben, unsrer Gegner,
 „Denn das Haupt bist Du von ganz Baranya,
 „Waltest nicht nur über dies Gebiete,
 „Bist das Haupt vom halben Ungarlande!“

Drauf jedoch erwidert Perczel Moriz:
 „Thöricht sprichst Du, junger Bezeredy!
 „Ist es nicht schon länger denn zwölf Monden,
 „Seit der junge Zichy auf der Wahlstatt,
 „Auf dem Plan von Verbaß ist gefallen?
 „Mußt' ich nicht seit jener Trauerstunde,
 „Mußt' ich nicht genug von seinem Schwerte,
 „Von dem guten Heldenschwerte hören,
 „Das zu Ruhm gelangt soll sein und Schrecken
 „In der Hand von einem sichern Gjorgje,
 „Gjorgje, Stratimirović mit Namen?
 „Schwor ich damals nicht, ein treuer Bruder,
 „Aller Länder Gaue zu durchziehen,
 „Von der Marosch bis zur sumpfigen Thissa,
 „Von der Thissa bis zur breiten Donau,

„Bruder Zichy's frühen Tod zu rächen?
 „Biel des Landes hab' ich schon durchzogen,
 „Ueberall nach jenem Gjorgje fragend.
 „Werther nicht galt mir des Kaisers Goldschatz,
 „Als dem Raiczen irgend zu begegnen,
 „Daß ich Zichy's Säbel ihm entwinde,
 „Daß ich räche Zichy, meinen Bruder.
 „Soll ich nun ihm aus dem Wege gehen?
 „Laß ihn d'rum die Donau überschreiten!
 „Fordern will ich ihn zum offenen Zweikampf,
 „Heute noch will ich mit ihm mich messen,
 „Sei's auch, daß ich dran mein Leben setze!“ —
 Im Gespräche waren noch die Beiden,
 Als der Serben Vorhut sie entdeckte
 Sie und ihre ganze wilde Kriegsmacht.
 Gilten gleich in's Lager es zu melden,
 Gilten in des Ban's geschmückte Zelte.
 Da der Ban vernimmt die schnelle Botschaft,
 Springt er auf in seinem weißen Zelte,
 Gürtet um den blanken Schmuck der Waffen,
 Macht sich auf, und schreitet durch das Lager,
 Aufzubieten, was zu Fuß und Rosse.
 Spricht zum Fußvolf so der Ban von Agram:
 „Gränzer, meine theuern Kampfgenossen!
 „An die Füße schnürt Euch die Dpanken,
 „Schüttet Pulver auf der Stuzen Pfannen!
 „Nach der Ebne gilt's hinauszuziehen!“
 Und sie greifen nach den blanken Stuzen,

Spähen gier'gen Augs nach den Magyaren,
 Gleich wie Wölfe spä'h'n nach Lämmerhürden.
 Spricht also zum Reitervolk der Banus:
 „Wer ein Reiter, saddle schnell sein Kampfroß,
 „Nehm' sein Schwert, und schnüre fest den Reitgurt!
 „Zieh' hinauswärts nach der weiten Ebne!
 „Zahlreich naht die Heerschaar der Magyaren;
 „Besser ist's, wir ziehen ihr entgegen,
 „Zieh'n entgegen ihr, als sie uns angreift!
 „Heute gilt's, sich mit dem Schwert zu messen —
 „Schmach wär's aus dem Weg zu gehn dem Kampfe!“
 Von den Reitern hört zuerst ihn Gjorgje,
 Springt empor in seinem weißen Zelte,
 Gürtet um den blanken Schmuck der Waffen,
 Flieget hin zu seinem braunen Rosse,
 Braunem Rosß' mit funkelnd schwarzen Augen,
 Gürtet fest vier Gurten um den Leib ihm,
 Eine fünfte drüber noch von Seide.
 Wie das Rosß, da es die Gurten spüret,
 Ob es wüßte, daß es gilt zu kämpfen,
 Mit den Füßen stampft die braune Erde,
 Stampft die Erde und die Ohren spizet!
 Wie das Herz dem Helden lacht im Leibe,
 Da er's an dem Braunen mag erkennen,
 Daß er heut' besteh'n soll einen Zweikampf,
 Desß man noch in spät'ster Zeit gedenke!
 Und der Zweite hört's, der Held aus Serbien,
 Knićanin Stefane seines Namens,
 Springt empor, als ob ihn Wuth befele,

Springt empor in seinem grünen Zelte,
 Gürtet um den blanken Schmuck der Waffen,
 Fliehet hin zu seinem weißen Rosse,
 (Werth ist's tausend runde Gold = Dukaten,
 Aber er, er achtet's werth 'nen Blunder,
 Denn er hat's zu Temerin erbeutet
 Von Szechen, dem Temeriner Grafen.)
 Gürtet fest vier Gurten um den Leib ihm,
 Eine fünfte seidne noch darüber.

Fassen Beide nach den schwarzen Zügeln,
 Schwingen Beide sich auf ihre Rosse,
 Kampfbereit die Krieger zu erwarten,
 Die der Banus auf der Ebne sammelt.
 Doch der Braun' läßt sich nicht länger sanft'gen,
 Bäumt sich, wiehert, wär' schon gern im Kampfe,
 Und dem Reiter schmerzt die Hand vom Bänd'gen.
 Müd' des straffen Zügelns wird Held Gjorgje,
 Ungeduldig selber blickt er um sich,
 Spricht d'rauf also zu den tapfern Kriegern:
 „O Ihr Helden, meine tapfern Brüder,
 „Ihr, die Ihr zu Fuß und die zu Rosse!
 „Folget, wie Ihr mögt — ich muß voranziehn,
 „Meinem Braunen, seht, muß ich gehorchen!
 „Ungeduldig schon des Kampfs begehrt er,
 „Und vom Bänd'gen ist die Hand erstarrt mir.
 „Auch mein Handschwert dürstet schon nach Blute,
 „Lechzt nach warmer, rother Heldenlabung.
 „Länger nicht kann ich es ihm verwehren,
 „Daß es eile, seinen Durst zu stillen!“

Also spricht der Stratimirowice,
 Läßt dem Braun' die blanken Bügel schießen,
 Und der Braun fliegt hin über die Ebne;
 Neben ihm fliegt Knicanin, der Häuptling,
 Fliegt auf seinem wilden weißen Rosse.
 Ein Roß will das andre überjagen,
 Also jagen hin die zwei Wojwoden.

Güt'ger Gott, Lobpreis sei Dir für Alles!
 Die Wojwoden, kühnen, freien Herzens,
 Sie gedenken all' der alten Helden,
 Und wie schön 's ist, auf der Wahlstatt sterben,
 Da sie, zwei, sich schaun gen fünfzehntausend,
 Da sie schaun von fern der Ungarn Kriegsmacht.
 Ungesäumt auffordern sie zum Kampfe,
 Reißen aus dem Leibgurt zwei Pistolen,
 Feuern ab sie nach der Ungar-Heerschaar.
 Fünfzehntausend geben ihnen Antwort —
 Gott und Glück doch ist mit den Wojwoden,
 Von den Kugeln trifft sie keine einz'ge.
 Alte Kämpfer, mögen die Wojwoden
 Nicht mehr laden ihre zwei Pistolen,
 Zücken lieber aus der Scheid' die Schwerter,
 Hauen wild um sich nach beiden Seiten.
 Rückwärts aber weilte noch der Banus,
 Maß und zählte seines Heeres Schaaren. —
 Ferne über Eb'nen und Gebirgen,
 Abseits weit, vor seinem Ungarlager,
 Ritt sein schmuckes Kößlein Perczel Moriz.
 Wild auf springt das Roß und schäumt und bäumt sich,

In den Zähnen hält er selbst den Säbel,
Schleicht heran sich an die Serbenheerschaar,
Späht, wie wo ein Kopf wär' zu erbeuten,
Herzleid einer Mutter zu bereiten.

Gjorgje merkt's, der Stratimirowitsche,
Spricht also zu seinem Kampfesbruder,
Spricht also zu Anićanin Stefane:

„Hör' mich an, Stefan, mein wackerer Bruder!

„Bleib Du hier, halt' auf die Ungarheerschaar,

„Bald auch kommt die uns're nachgezogen!

„Ich indeß will's jenem Ungar wehren,

„Daß er feig' uns Schaden nicht bereite,

„Daß er unnütz Mütter nicht betrübe,

„Jeder Mutter ist ihr Söhnlein theuer!“

Also spricht er, gibt dem Roß die Sporen,

Schwingt das Schwert empor in seiner Rechten,

Fliegt dahin, als ob der Wind ihn trüge;

Statt den Ungarhelden zu erreichen,

Ueberschwingt er ihn um zwanzig Schritte.

Kämpfend bald, bald fliehend und verfolgend,

Messen Beide durch das weite Blachfeld,

Erst bei Katj, da machen Halt die Reiter.

Schauend stehn zwei Heere auf der Eb'ne:

Wer wird wol den Andern überlisten?

Abgefeuert, horch, sind die Pistolen!

Frisch geladen gleich! Doch eh' sie schießen,

Spricht vom Pferd der Eine noch zum Andern.

Also spricht zu Gjorgje Perczel Moriz:

„Sag' doch, Kácz, aus welchem Kreise stammst Du?

„Welchen Stammes bist Du? Welcher Abkunft?

„Welchen Hauses? Und was ist Dein Name?

„Hast Du heim wol eine greise Mutter?

„Wird ein armes Kukulweibchen werden!

„Hast Du heim wol eine junge Ehfrau?

„Wird zur Wittwe werden bald die Arme!“

Drauf erwidert Gjorgje ihm die Worte:

„Sag', was fragst Magyarenbrut Du, schwarze?

„Meinen Namen will ich Dir nicht hehlen!

„Bin ein Krieger aus der ebenen Bačka,

„Aus Kulpin, dem weißen Dorf im Westen,

„Gjorgje Stratimirović mit Namen!

„Lang genug schon sah mich meine Mutter,

„Jung vermählt, hab' ich genug geliebt schon,

„Hab' geköpft genug Magyarenköpfe,

„Satt getummelt mich auf Ungarroffen,

„Was ich wünschte, ging mir in Erfüllung,

„Wenig acht' ich's von der Welt zu scheiden.

„Doch sag' Du mir nun, schwarzer Magyare,

„Welche Beste nennst Du Deine Heimath?

„Welchen Stammes bist Du, und welcher Abkunft?

„Welchen Hauses, und was ist Dein Name?

„Sprich! ist Deine Mutter noch am Leben?

„Fürchte fast, sie wird Dich bald beklagen!

„Hast ein Weib Du, eine junge Ehfrau?

„Fürchte fast, daß sie Dich bald beweine!“

Drauf alsbald erwidert Perczel Moriz:

„Wilder Rácz, mich auch sollst Du kennen!

„Wiß', entsprossen bin ich der Baranya,

„Und mein Name — Perczel Moriz klingt er!
 „Herr bin ich, Gebieter der Baranya,
 „Bin das Haupt nicht nur von diesem Landstrich,
 „Nein, das halbe Ungarland gehorcht mir!
 „Sieh! Ein volles Jahr ist hingeschwunden,
 „Seit gefallen ist der junge Zichy
 „Auf der Wahlstatt, auf dem Plan von Verbaß.
 „Viel erzählt die Welt von seinem Schwerte,
 „Das zu Ruhm gelangt sei und zu Schrecken
 „In der Hand von einem sichern Gjorgje,
 „Und ich schwur zu ziehn durch alle Lande,
 „Ich und meine kampfbewährte Heerschaar,
 „Den Verwegnen überall erfragend,
 „Bis ich Gjorgje, den ich such', gefunden.
 „Werther nicht ist mir des Kaisers Goldschag,
 „Als daß ich Dir jegund bin begegnet,
 „Daß ich räche Zichy, meinen Bruder,
 „Daß ich Dir entwinde seinen Säbel,
 „Daß die Schmach mit Weh ich Dir vergelte!
 „Drum wohlau, o Rác, da wir uns fanden;
 „Mitten auf dem Plan vor Aller Augen,
 „Welt' es nun im Zweikampf uns zu messen,
 „Daß sie schauen, wer der bess're Held ist!“

Gjorgje hört's, und wie 'ne wilde Schlange,
 Fährt er zischend auf in seinem Sattel,
 Wirft den Kopf zurück, knirscht mit den Zähnen:
 „O Magyare, Trau'r ob Deiner Mutter!
 „Frägst nach mir, und Du bist's, den ich suche!
 „Weib sei der geheissen, der da ausweicht!“

Ruft's — und sieh! es mißt ein Held den andern,
 Von dem Scheitel bis zum Huf des Rosses
 Messen sich die Krieger finstern Auges.

Gjorgje aber schwingt den blanken Säbel,
 Führt den Streich nach Perczels stolzem Haupte,
 Daß der Heere jedes mag erkennen,
 Was für Söhne Serbenmütter ziehen.

Perczel Moriz merkt's, und denkt klüglich,
 Thöricht wär's, so leicht dem Kopf entsagen,
 Thöricht, also schnell vom Leben scheiden.
 Reißt weit rückwärts seinen guten Renner,
 Aus dem Gurt zwei blinkende Pistolen,
 Zielt und drückt sie donnernd ab auf Gjorgje.

Doch mit Gjorgje war des Glückes Güte,
 Von den beiden traf ihn auch nicht eine.

Perczel aber, da er sieht den Helden,
 Da er ihn noch hoch zu Rosse schauet,
 Schwenkt sein Roß und sucht der Ebne Weites.
 Gjorgje folgt ihm, folgt ihm schnellen Fluges,
 Ruft ihm also nach aus weißer Kehle:

„Halt, o Ungarhauptide! Steh' ein Weilchen!
 „Kehr' doch um, daß wir im Kampf uns messen!
 „Schmählich ist's, die Wahlstatt so verlassen,
 „Und kein Scherz, gesehn sein von zwei Heeren!“

Perczel aber will den Ruf nicht hören,
 Will nicht halten, will sich auch nicht umschaun.
 Da hält Gjorgje stille und gedenket
 Seiner langen Albaneserflinte,
 Legt sie an — das Feuer blizt vom Rohre —

Wie Gesang klingt's an die Ohren Gjorgje's,
 An die Ohren Perczels wie ein Wehruf; —
 Flink ereilt des Reiters Flug die Kugel —
 Trifft — doch nur den Sporn des rechten Fußes.
 Auf der Wahlstatt läßt der Held den Stiefel,
 Flicht von dannen, flieht selbst aus dem Lager,
 Fruchtlos, daß von fern ihm Gjorgje nachruft:
 „Steh' mir, steh'! So steh' doch nur ein Weilchen!
 „Häuf' so viel der Schmach nicht auf die Mutter!
 „Heißt bei Dir dies, auf der Wahlstatt sterben?“
 Arg erschraf darob die Ungarheerschaar,
 Da sie sah des Lagers Haupt entfliehen
 Und vernahm den Schlachtenruf der Serben.
 Mann an Mann mit vorgestreckten Stügen
 Drangen Die in's weiße Ungarlager,
 Und zu schau'n war, was noch nie geseh'n ward,
 Serbenschwertler blißen auf die blanken,
 Ungarhäupter von den Rümpfen wanken.
 Keiner war der ganzen Schaar zu finden,
 Der gefällt Ein Haupt nicht hätt' zum mind'sten,
 Fünffmal fielen von den Ungarn tausend,
 Und darüber zwölf noch ihrer Obern.
 Bezeredy doch entkommt, der junge,
 Flicht gen Waradin, der weißen Beste,
 Wild verfolgt von Anicanin, dem Schläger.
 In das ehrne Thor der weißen Beste
 Stürzt der Held und schlägt das Thor zu klüglich;
 Besser denkt er, ist das Thor geschlossen,
 Als mein Blut von Serbenhand vergossen! —

Wie dieses, so werden in der Bačka, im Banate, in Syrmien, in Serbien bereits zahlreiche Lieder gesungen, deren Stoff einzelnen Begebenheiten der jüngsten Kämpfe entnommen sind, und in denen einzelne Heldenthaten gefeiert werden. Jedoch nur wenige darunter sind neu und ursprünglich, und die neuen nicht immer in Form und Geist der so eigenthümlichen serbischen Volksweise ebenbürtig. Um so zahlreicher sind, wie das obige, Uebertragungen älterer, bekannter Lieder auf neue Begebenheiten.

„Was würdest Du gesungen haben, wenn Perczel die beiden Wojwoden erschlagen hätte?“ fragte der Offizier.

„Herr, das kann ich mir gar nicht denken, viel weniger hätte ich es singen können!“ erwiderte der Sänger.

„Und wenn die Drohung der Ungarn, die Serben vom Erdboden zu vertilgen, in Erfüllung gegangen wäre?“

„Herr, neulich hörte ich einen Magyaren sagen, ausrotten hätte man diese Serben sollen, dann hätten sie sich einen Patriarchen und einen Wojwoden wählen können! Ich antwortete ihm

darauf: Das hätte nie gelingen können; denn wenn nur zwei Serben am Leben geblieben wären, so wäre Einer Patriarch, der Andere Wojwode gewesen. Euch sag' ich, wenn auch ich noch am Leben geblieben wäre, ich hätte den Ruhm der Todten gesungen!" —

Nach aufgehobener Tafel schickten wir uns an, einen Gang durch den Ort zu machen. Bis zur Einnahme durch Perczel hatte der Ort wenig gelitten. Kaum hie und da hatte ein Haus Schaden genommen, oder war ein Dach abgelodert. Mit dem Einzuge Perczels zogen Brand, Verwüstung, Plünderung und Entweihung alles Heiligen zugleich ein. Die Memoiren ungarischer Hervorragenden und die Darstellung der jüngsten Geschichte Ungarns finden in der Schilderung der Unmenschlichkeiten, die von den Serben verübt worden, kein Ende. Es ist zum Tone, es ist zur Bedingung einer freisinnigen Auffassung geworden, Raub, Mord, Blutgier, kurz jede Grausamkeit von den Gegnern der Ungarn allein geschehen lassen zu sein. Die ungarischen Journale der Jahre 1848—49 haben den Ton angegeben, und wer immer über Ungarn schreibt, kann die Humanität,

die Ritterlichkeit, mit der ungarischerseits der Krieg geführt worden, und die Barbarei, mit der ihn die „Raizen“ führten, nicht genug hervorheben. Wer will es dem Urtheile Jener, die nur lasen und nicht selber sahen, verargen, wenn es sich dem Gebotenen gemäß gestaltet? Man reise durch Südungarn, man sehe die serbischen Orte, in denen ungarische, die ungarischen, in denen serbische Schaaren eingezogen, und man wird sich veranlaßt fühlen, von einem Urtheile abzustehen, das eine Unwahrheit in die Geschichte einzuführen droht. Ich schreibe es hin, weil ich es gesehen, und weil Alle, die anders geschrieben, entweder Nichts gesehen und sich nicht die Mühe genommen, das Land in allen seinen Richtungen zu durchwandern, wie ich, oder absichtlich verschwiegen haben, was sie sagen mußten, wenn sie wahr sein wollten. Ich schreibe es hin, wenn auch auf die Humanität der ungarischen Kriegsweise zu schwören in den Augen von Tausenden unerläßlicher Paragraph eines freisinnigen Glaubensbekenntnisses ist: von dem Grade der Entmenschlichung, mit welcher das ungarische Heer in Südungarn gehaust, hat Oestreich, hat Deutschland, hat die Welt keine Ahnung!

Man wird Thatfachen verlangen. Ich blieb auch nicht bei der allgemeinen Behauptung stehen; ich habe sie im Verlaufe meiner Wanderungen gebracht und will sie noch bringen.

Perczel zog in Szent Tomas ein und mit Feuerbränden in der Hand ergossen sich seine Truppen durch die Straßen des Ortes, um zu zünden und zu plündern. Die Serben sagen, Perczel habe es befohlen. Vielleicht that er es. Er mochte strategische Gründe haben. Vielleicht that er es auch nicht. So viel ist gewiß, daß er es geschehen ließ. Doch das Niederbrennen eines Ortes gehört zu jenen Dingen im Kriege, von denen man nicht viel Aufhebens macht. Weil die Ungarn nicht eingeschlossen werden, Temerin nicht aufgeben wollten, brannten auch die Serben diesen Ort nieder. Treten wir aber in die serbische Kirche von Szent Tomas. Schauder erfaßt uns, ehe wir noch den Fuß an die Schwelle gesetzt. Der Boden rings um die Kirche, die Ruhestätten der Todten sind aufgewühlt, als hätten ihn wilde Geister in nächtlicher Stunde unter Donner und Blitz aufgerissen, oder, um wahrer zu sagen, als hätte ihn eine Herde von Hyänen, ihrem

traurigen Instincte folgend, heulend aufgescharrt. Wohin wir den Fuß setzen, von Schritt zu Schritt klappt uns ein aufgewühltes Grab, ein erbrochenes Heiligthum des Friedens, ein zerstörtes letztes Asyl dahingeshiedener müder Erdenwaller entgegen. Die Hyäne folgt ihrem Instincte und heult darob in die wilde Nacht hinaus, wenn sie ein Grab entweicht. Die diese Gräber aufgerissen, haben ihre Lust an diesem Bachanale in blutjubelnden Freudeausrufungen an den Mauern verewigt. Wohin das Auge blickt, ragen aus den offenen, nunmehr halbverschütteten Gruben die morschen Trümmer von Särgen und die modernden von Menschen, bleichende Schädel und Rippen an das Sonnenlicht heraus. Die Grabsteine sind aus der Erde und aus der Kirchenmauer gerissen und lagen zerschellt auf den Erdhaufen umher. Doch — vielleicht thaten das wirklich Hyänen. Wir könnten an Allem, was bessere Regung im Menschen ist, verzweifeln, wir könnten den Gott eines edlen Volkes für einen Gott der Karaiiben halten, wenn wir glauben wollten, daß hier Menschen Hand angelegt. Treten wir in die Kirche. Wo sind Altar? wo Kanzel? wo Betstuhl? Hinaus ge-

schleppt vor die Kirche und im lodernden Feuer eines Bivouacs aufgegangen. Blicken wir an die Wand, vor der das Altarbild, vor der das Ikonostas mit den Bildern des Heilandes und der Apostel stand. Hundert Spuren von Kugeln zeigen uns, daß nach dem Altare, daß nach den Bildern Musketen abgeseuert wurden. Die Kugeln rissen durch und schlugen in der Mauer ein. Blicken wir an den Wänden umher. Die Namen der Helden, die gegen das, was jedem Christen als ein Symbol der Duldung und Liebe gelten soll, und was auch jeder Nichtchrist für unantastbar achtet, weil es einem Andern heilig ist, und weil sich daran das innerste Leben eines Andern, sein Glaube, seine Ueberzeugung knüpft, ihre Feuerschlünde gerichtet, sind hier mit Angabe des Bataillons und der Compagnie, in der sie standen, zu lesen. Sie lassen keinen Zweifel darüber zu, welcher Nation ihre Träger angehörten. Unio vagy halál! (Vereinigung oder Tod!) ist der Spruch, den einer derselben an einen Pfeiler als Motto zu dieser den Ruhm seines Stammes singenden unsterblichen That geschrieben. Doch — vielleicht haben dies die Serben selbst gethan.

Eine solche Lösung des Räthfels mitten im Jahrhundert der Blüthe der Cultur würde nicht befremden. Vielleicht. Doch der serbischen Kirche von Szent Tomas gegenüber steht die katholische unversehrt. Ich habe keine ungarische Kirche auf meiner ganzen Reise gefunden, an der die Serben Gleiches verübt, oder sich auch nur im Mindesten an dem Heiligthume vergrißen hätten, und doch fehlte es dazu wahrlich nicht an Gelegenheit, denn evangelische und katholische Kirchen giebt es fast in jedem von Serben bewohnten Orte, und die darin beteten, waren die Todfeinde der Serben, oft genug mit dem Blute serbischer Priester bedeckt. Einen Ort aber, durch den die Ungarn auch nur gezogen, und in dem die Kirche der Serben nicht entweiht, zerstört, verbrannt und zu Zwecken verwendet worden wäre, für die der gesittete Mensch nie die Deffentlichkeit sucht, habe ich, so weit ich kam, nicht gesehen.

Den Generälen unbedingt die Schuld zuzuschreiben, wäre ungerecht. Sie waren meist Menschen von zu feiner Bildung, als daß sie Wohlgefallen an solcher Barbarei hätten finden können. Doch waren sie nicht Herren ihrer Heere und dul-

deten wol, was sie nicht hindern konnten. Es gilt dies selbst von dem heißköpfigsten unter ihnen, von Perczel. Einige ungarisch Gesinnte, die ihm den Antrag machten, eine Anzahl der einflußreichsten Serben dieses Ortes zu tödten, wenn er sie in Schutz zu nehmen verspräche, wies er damit zurück, daß er ihnen bedeutete, er führe Krieg, und nicht einen Mordzug. Wenn sie ihr Vorhaben ausführen würden, so könne er sie, so weit seine Macht reiche, vor den Folgen desselben nicht schützen. Einen Honvéd, der ihm nach der Erstürmung von Szent Tomas mit einem an das Bajonnet gespießten Kinde entgegentrat, ließ er auf der Stelle niederschießen. Hatte er keinen Generalbefehl gegen Kirchenschändung?

Wir verließen die Kirche. Auf dem Platze erwartete uns ein Haufe junger Mädchen. Der Dudelsackpfeifer spielte ihnen vor und sie tanzten. Tanz und Spiel unter Trümmern! Es gehört eine ungeheure Schnellkraft des Gemüthes dazu. Doch tanzten nur Mädchen und erst verheirathete junge Frauen, die bei den Serben noch ein Jahr lang gewisse Mädchenrechte genießen. Ein Mäd-

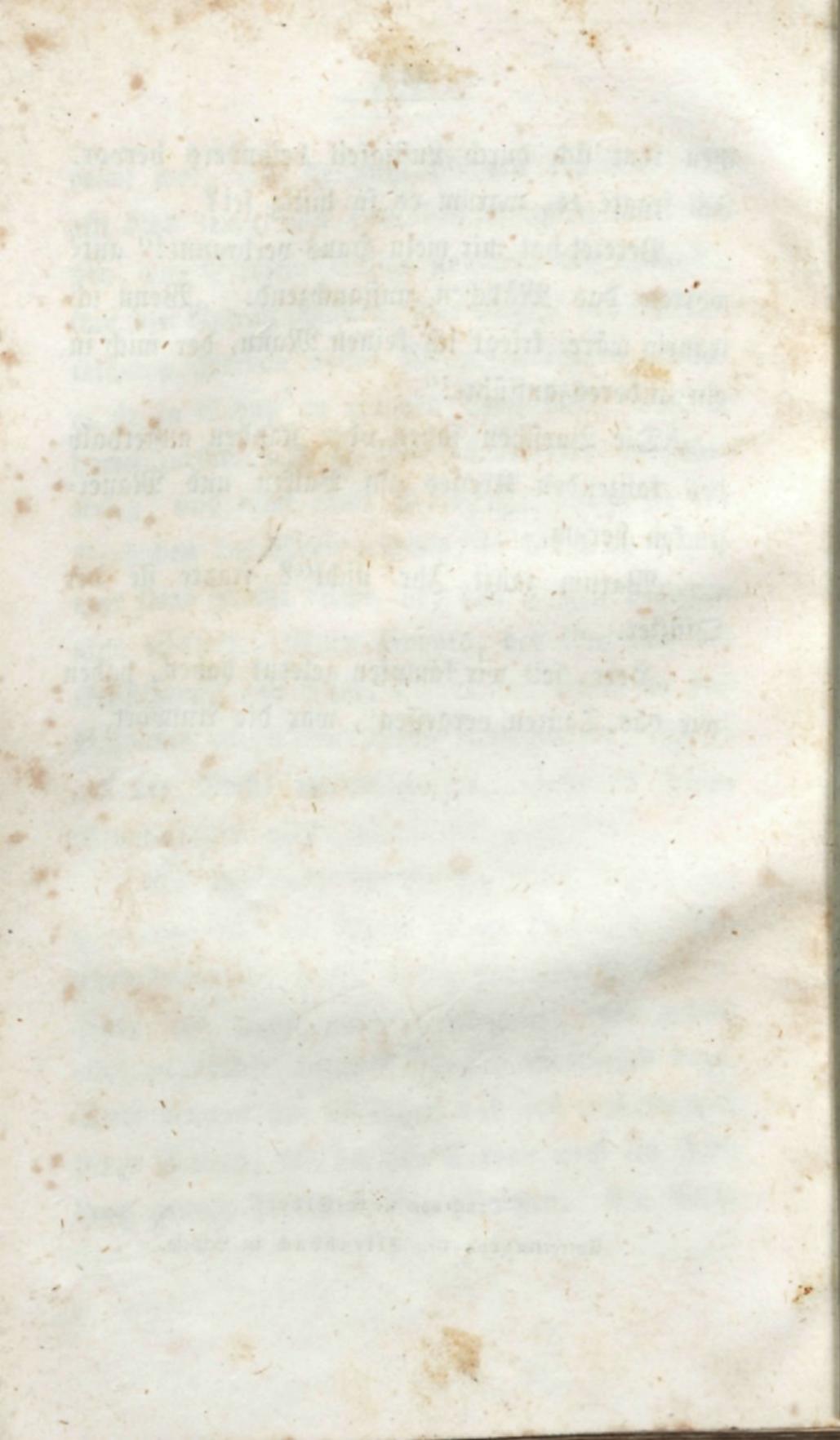
chen that sich durch Lustigkeit besonders hervor.
Ich fragte es, warum es so lustig sei?

„Berczel hat mir mein Haus verbrannt!“ antwortete das Mädchen auffauchzend. „Wenn ich traurig wäre, kriegt' ich keinen Mann, der mich in ein anderes aufführt!“

Die Burschen saßen oder standen außerhalb des tanzenden Kreises auf Balken und Mauerstücken herum.

„Warum tanzt Ihr nicht“? fragte sie der Offizier.

„Herr, seit wir kämpfen gelernt haben, haben wir das Tanzen vergessen“, war die Antwort.



2
72.15m ger

